

Der alte Narr



Felix Salten

Edition Zulu-Ebooks.com

Felix Salten

Der alte Narr

Novellen

Rudolf Mosse (Kronen-Verlag)
Berlin SW 68

1918

Edition Zulu-Ebooks.com

Hic Rhodus.

»... ich habe in meinem ganzen Leben kein Glück gehabt ...«

Während der Bittsteller diese Worte aussprach, blinzelte der Minister, denn er mußte jedesmal blinzeln, so oft vor seinen Augen eine Ungeschicklichkeit geschah. Ein kleiner Widerstand begann sich heftig in ihm zu regen. Habe ich vielleicht Glück gehabt? dachte er. Sind wir denn in einem Hasardspiel, wo jeder Dummkopf gewinnen kann? Er wendete den Kopf, sah in eine entfernte Ecke des Zimmers und dachte: dieser Mensch wird jetzt lauter Dinge sagen, mit denen er sich schadet.

Der Bittsteller neigte sich ein wenig über den Schreibtisch des Ministers. Die weite Fläche dieses Schreibtisches lag vor ihm da wie ein Panorama; breitete sich vor ihm aus wie ein wohlgeordnetes, prunkvolles Reich. Er empfand eine heiße Sehnsucht und sagte mit klagender, Einlaß begehrender Stimme: »... es hat mir auch immer an Protektion gefehlt ... ja ...«

Der Minister blinzelte. Das war ein falscher Ton. Er seufzte leise. Wieder einer, dachte er, dem es nicht einfällt, daß man sein Leben selber in beide Hände nehmen und vorwärts tragen muß. Kommt da mit einem Empfehlungsschreiben herein und erzählt mir, es fehle ihm an Protektion. Setzt sich hier in mein Zimmer und wartet, daß ich ihn jetzt irgendwohin bringe, wo es ihm gefällt. Lieber Gott, wie bequem sind doch diese Leute im Grund genommen. Die setzen sich einfach mitten ins Leben, mitten auf die Straße des Lebens, und warten, daß jemand kommt, der sie vorwärts trägt. Benehmen sich, als ob sie leblose Bündel wären und als ob sie von irgendeiner Post befördert werden müßten. So einfach stellen sie sich das Dasein vor. Dann aber wundern sie sich, wenn man sie überfährt oder beiseite wirft. Protektion! Das heißt: andere sollen für sie etwas tun; sollen ihnen in den Wagen helfen, sollen sie in den Sattel heben, sollen sie an eine üppige Tafel setzen, sollen für sie gehen und stehen. Und für diese anderen sind wieder andere tätig gewesen, und für diese wieder andere. Nicht wahr? Eine ganze Kette; ... so daß man eigentlich keinen einzigen Menschen mehr finden könnte, der von selbst etwas geworden ist.

Der Minister begann schneller zu denken: Aber natürlich, das weiß ich ja ... an einen Menschen, der sich wirklich durch seine eigene Kraft emporgerungen hat, glaubt diese Sorte niemals. Wenn man's ihnen sagt, lächeln sie schlaue, als wüßten sie's besser. So einer spricht hier das Wort Protektion aus, wie man einen Schuldschein präsentiert. »Na, Freunderl, du hast selbst einmal Wohltaten empfangen, sei jetzt menschlich und bezahl'!« Und das bißchen Verdienst, das man sich erworben, das zwicken sie einem mir nichts, dir nichts ab, wie einem die Taschendiebe die Uhr abzwicken. Ich danke.

Der Bittsteller sprach und vollendete seinen Satz: »... es hat mir auch immer an Protektion gefehlt ... und wenn man keine Protektion hat ...«

Der Minister dachte: Diese Melodie kenne ich nun schon zum Ueberdruß. Alle pfeifen dasselbe Liedchen. Gütiger Himmel, wie alt werden doch die Lügen unter den Menschen. Und wie wenig bemerken sie es, wenn eine Wahrheit von einst anfängt, eine Lüge von jetzt zu werden. Das war eine kluge Einrichtung der Aristokraten, daß sie ihrer Kaste die besten Karrieren als ein Vorrecht gesichert haben. Eine wundervolle Schutzvorrichtung, damit die Talentlosen nicht über Bord stürzen. Hätten sie das nicht jahrhundertlang geübt, es wäre schon niemand mehr von ihnen vorhanden. Protektion! Wie früher ist es heutzutage nicht mehr. Aber selbst wenn ich's gelten lasse; selbst wenn ich's zugebe, daß noch viel damit erreicht werden kann ...

Er maß den Bittsteller mit einem raschen Blick: Protektion! Erwirb dir doch einmal eine Protektion, wenn du's imstande bist. Auch dazu gehört ein gewisses Talent. Wer's trifft, der hat damit allein schon eine Art von Leistung vollbracht. Da sitze ich und sehe die vielen hundert Menschen, die zu mir hereinkommen mit allen möglichen Hoffnungen, Absichten, Plänen, Bitten, Wünschen. An mir müssen sie ihr Probestück machen. Sie müssen die Kraft haben, mich zu erobern, die Geschicklichkeit, mich zu interessieren, den Griff, mich festzuhalten, den geheimnisvollen Takt, mir zu gefallen, mich zu gewinnen, meine Neugierde, mein Zutrauen zu wecken. Und wie erbärmlich stümpfern sie an mir herum, die meisten. Wie untüchtig sind sie, wie dreist in ihrer Ohnmacht, wie plump, wie nachlässig. Ja, nachlässig, denn sie haben nicht einmal alle ihre Gaben

zusammengerafft, haben sich nicht einmal aufs genaueste vorbereitet, ehe sie zu mir kamen, sind verwirrt, zerstreut, werden unverständlich. Wie viele glauben nicht einmal recht an sich, halten ihren Aufstieg selber für etwas Unwahrscheinliches, benehmen sich hier wie Leute, die in der Lotterie setzen. Und man hört aus ihrer Stimme, daß gar kein wirklicher Mut in ihnen ist. So wie diese Leute reden, mit solch einem Ton, mag vielleicht ein Mensch sprechen, der sich eine opulente Mahlzeit bestellt und der dabei weiß, daß er kein Geld bei sich hat, sie zu bezahlen. Man soll diesen Herrschaften alles servieren, was gut und teuer ist, man soll die Rechnung für sie begleichen, aber essen, das möchten sie; das würden sie treffen.

Der Bittsteller sagte: »... wer es heutzutage zu etwas bringen will, der darf vor gewissen Dingen nicht zurückschrecken ...« Er sagte es mit einer Stimme, in der ein winziges Restchen Courage verlöschen wollte.

Der Minister dachte: Ich habe es ja gleich gewußt, er wird lauter Dinge sagen, mit denen er sich schadet. Die Erfolglosen reden hinter jedem, der Erfolg hat, drein, daß er ein Streber sei. Ich habe viele Streber gesehen, seit ich auf der Welt bin; ich habe viele von ihnen genauer betrachtet, und ich muß sagen, in den meisten von ihnen war doch irgendein starker Wille lebendig. Der Wille zu einer Idee, zu einer Tat, zu einer Arbeit. Freilich oft nur der Wille zu sich selbst. Aber, wenn dieser Wille stark genug ist, um sich durchzusetzen; wenn er eisern genug ist, auszuhalten, anzudauern ...? Einen großen Erfolg, der gänzlich unverdient ist, kenne ich nicht. Auf keinem Gebiet. Es mag verwerfliche Erfolge geben, verwerfliche Eigenschaften. Man muß jedoch hinzufügen, daß beinahe jede Sache von irgendeinem Standpunkt aus verwerflich ist. Die Geschichte verwirft den Kanzler Metternich. Trotzdem leugnet sie seine Gaben nicht, weil das unmöglich wäre. Das hat schon seine Gründe, wenn einer Karriere macht. Andere Gründe als Protektion und Glück.

Wie geschieht es denn gewöhnlich, daß einer Karriere macht? Doch nicht, indem er sich herstellt und auf eine gute Gelegenheit wartet, auf einen günstigen Zufall, auf irgendeine Bekanntschaft oder gar auf irgendeine Vakanz. Es gibt gar keine Vakanz im Leben. Alle Stellen sind zehnfach besetzt im Leben. Die kleinste Stelle hat ihre Bewerber, ihre Anwärter, ihre Reservisten.

Zehnfach? Hundertfach! Karriere machen gewöhnlich die Leute, die von Anfang an dazu entschlossen sind, die aufs Leben losgehen, wie man auf eine Schanze losgeht, die man erstürmen will. Mich bezaubert dieser Sturmschritt, mich entzückt diese Entschlossenheit von jeher! Sie mag bewußt sein oder instinktiv, es liegt doch die Empfindung darin, daß man sein Leben nur einmal hat, und daß man es zu etwas Rechtem machen muß, wenn's überhaupt dafür stehen soll.

Der Bittsteller schwieg. Es entstand eine Pause.

Der Minister dachte: Warum schweigt er denn? Das sollte er nicht. Er hat mir noch gar nicht genau erklärt, was er eigentlich haben will. Es ist entsetzlich, wie ungeschickt dieser Mensch ist.

Weil aber der Minister nichts in der Welt so wenig vertragen konnte als Ungeschicklichkeit, wandelte ihn die Lust an, jetzt an der Stelle des Bittenden zu sein, es besser zu machen als dieser; es überhaupt so zu machen, wie es gemacht werden müßte. Er dachte sich aus, wie er sprechen würde, wie er sitzen und sich benehmen würde, und wie er sich schnell einen günstigen Bescheid erobern könnte. Aus Ordnungsliebe, aus Lust am Sachlichen dachte er sich das aus.

Dann dachte er: Dieser Mensch wird mir gleich erzählen, daß er zu feinfühlig und zu vornehm ist, um heutzutage etwas zu erreichen. Natürlich ... und wenn diese Herren dann auch wirklich nichts geworden sind, dann sitzen sie zu Hause bei ihren Frauen und explizieren ihnen: »ich bin eben zu gut ... ich bin eben zu anständig ...« Und von den anderen, die immer höher und höher steigen, sagen sie dann: »ja, die gehen eben über Leichen.«

Der Minister blinzelte wieder zu dem Bittsteller hinüber: Als ob dieser Mensch da nicht ebenfalls bereit wäre, über Leichen zu gehen. Ein Wunsch, der ihm erfüllt wird, muß eben zehn anderen verweigert werden. Aber das geniert ihn nicht.

Dilettant! dachte der Minister. Die meisten Menschen sind Dilettanten. In ihrem Berufe, in ihrem Leben, in ihrem Vergnügen, in ihrer Liebe. Ueberall. Wenn sie nichts erreichen, wundern sie sich. Das ist dilettantisch. Und wenn sie keinen Erfolg haben, geben sie aller Welt die Schuld, klagen alle Welt an, nur nicht sich selbst. Das ist erst recht dilettantisch.

»Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann ...« sagte er gleichgültig und stand auf.

Der Bittsteller verbeugte sich und schlich hinaus.

Der Minister schaute ihm nach: Nichts kann ich für dich tun, mein Bester; nicht das geringste. Einem Menschen, der für sich selber nichts tun kann, dem helfe ich nicht. Solche Leute darf man bemitleiden, meinetwegen, nur darf man nicht versuchen, sie zu fördern. Das ist unmöglich. Denn jeder macht die Karriere, die er verdient!

Also dachte der Minister. Aber vielleicht dachte er nur so, weil er schon Minister war.

Orestes.

An diesem Tage begaben sich viele wichtige und entscheidende Dinge.

Zuerst war es ja wie sonst. Frau Albertine hatte zusammen mit ihrem Sohn gefrühstückt; saß wie immer mit ihm an dem großen, weißgedeckten Tisch im Speisezimmer, und das Leben war voll friedlicher Stille. Nur eine kleine Aufregung bebte durch diese Ruhe; aber das war nicht anders, als ob die leuchtenden, geschliffenen Gläser oder die zarten Porzellantassen, die hier auf dem Tisch standen, leise aneinanderklirrten. Es gab einen schönen Ton, und niemand erschrak dabei.

Frau Albertine streichelte die Hand ihres Sohnes: »Lieber Franz,« sagte sie, »du bist ja noch so jung, du kannst ja auch noch warten.«

Franz neigte höflich den Kopf. »Es ist nicht sehr ermutigend für mich, Mama, daß du genau dasselbe sagst wie die anderen Leute.« Er sprach mit einer außerordentlich eleganten Stimme. Diese Stimme hatte nichts Unverhülltes, hatte keine Blößen und keine menschliche Nacktheit. Sie war gleichsam tadellos angezogen, gerade so elegant und sorgfältig und musterhaft gekleidet wie Franz selber. Jedes Wort erschien frisiert und gekämmt, erschien in einem noblen Röckchen und trug förmlich Lackschuhe.

Franz schwieg ein paar Sekunden, dann setzte er höflich hinzu: »... übrigens ist es banal von dir, das einfach nachzusprechen. Und natürlich ist es falsch.«

Frau Albertine vernahm nur den Ehrgeiz, der sich in ihrem Sohne regte. Sie liebte diesen Ehrgeiz und lächelte. Ihr Lächeln war mädchenhaft und zärtlich, und in ihrem ganzen Wesen lag noch ein Schimmer von Jugend, von Liebe, von luxuriöser Anmut und von Verwöhntheit. Es war, als strahle noch der Glanz vieler leidenschaftlicher Stunden aus ihren großen, braunen Augen, und als sei ihrer weichen Gestalt noch die Gebärde vieler Umarmungen geblieben.

Franz bot seiner Mutter eine Zigarette und nahm dann selbst eine. Sie rauchten und schwiegen eine Weile. Dann sagte Franz: »Eben weil ich noch jung bin, lege ich den allergrößten Wert darauf ... jetzt zum Attaché ernannt zu werden ... das wäre doch etwas ... das würde sich lohnen ... man hätte doch etwas durchgesetzt ...! Später, da muß es ja wohl von selbst geschehen. Das hat natürlich keinen Reiz für mich. Aber jetzt ... gerade jetzt ...«

Frau Albertine antwortete nicht und lächelte.

Franz wartete, und weil sie nicht sprach, fuhr er fort: »Hätte ich nur eine Passion ... so irgendein Mädchen oder etwas dergleichen, dann würdest du mir schwerlich sagen, daß ich zu jung bin und noch warten soll; da würdest du, da würden die Leute alles begreifen. Aber weil ich vorwärtskommen will, weil ich mich mit ernsthaften Dingen befasse, da heißt es gleich: Du bist noch jung ... Unsinn!« Er sagte das ganz verbindlich.

Frau Albertine spürte, daß sie antworten müsse. Es fiel ihr aber nichts ein. »Ja, Franz ... es ist eben schwer!« meinte sie und seufzte flüchtig.

»Man sollte halt von Adel sein,« redete Franz weiter, »ein Graf oder ein Prinz ... oder man sollte Verbindungen haben, einflußreiche Menschen.«

Frau Albertine wußte jetzt, daß Franz ihr etwas Bestimmtes sagen wollte, und horchte nervös. Franz sah sie an. »Sag' mir, Mama, du hast doch ... wir haben doch früher mit dem Grafen Lehnbach verkehrt ...? Wir waren doch so befreundet mit ihm? Aber natürlich waren wir das, ich erinnere mich ja ganz deutlich. Siehst du, der Lehnbach sitzt jetzt an der obersten Stelle. Ein Wort von ihm würde genügen ... ein einziges ...«

»Liebes Kind ...«, sagte Frau Albertine, während sie von einer schnellen Röte überflogen wurde und während ihr Herz heftig zu schlagen begann. »Liebes Kind ... das geht nicht.« Sie war es so gewohnt, sich zu beherrschen, sie hatte den Ton der Unbefangenheit so vollkommen in ihrer Gewalt, daß sie auch jetzt vollkommen ruhig sprechen konnte. »Wir sind ganz außer Kontakt mit dem Grafen Lehnbach, schon seit Jahren; da ist es ganz unmöglich, jetzt mit so einer Bitte an ihn heranzutreten.«

Franz sah nach der Uhr und stand auf. Er küßte seiner Mutter die Hand und empfahl sich: »Jedenfalls ist es unverantwortlich von dir gewesen, diesen Verkehr zu vernachlässigen.« Dann küßte er seine Mutter auf die Stirn. An der Tür drehte er sich noch einmal um, ehe er das Zimmer verließ, und verbeugte sich höflich.

Frau Albertine blieb noch bei Tisch sitzen, rauchte eine neue Zigarette und dachte ihres Sohnes. Sein Ehrgeiz gefiel ihr, seine Entschlossenheit und seine freimütige Art, zu reden. Sie war sehr glücklich. Da begab es sich, daß es klopfte, daß ein kleiner alter Herr hereinkam, langsam, fast feierlich, und daß Albertine bei seinem Anblick einen Schrei des Entsetzens ausstieß.

»Georg!«

Der kleine alte Herr trat langsam näher. Seine Haltung war drohend und ein wenig theatralisch; aber sein bartloses Antlitz war weiß wie das Antlitz einer Leiche, und er war so heftig erregt, daß man seinen Atem hörte. Er stand lange stumm vor Albertine. Viele Sekunden lang. Und sie saß ihm wie gelähmt gegenüber. Dann, mit einem Versuch, sich aufzuraffen, reichte sie ihm schüchtern und bebend die Hand entgegen und sagte mit falschem Grüßen in der zitternden Stimme: »Ja, Georg ... seit wann ...? Wo kommst du her ...? Nein ... das ...«

Der alte Herr ließ das unbeachtet. Er wartete noch eine Weile. Albertine versuchte nicht mehr, ihn anzureden, und wie er jetzt begann, war ein eiserner Klang in seinen Worten. »Du weißt, warum ich hier bin. Ich habe dir damals geschworen, daß ich es tun werde. Ich halte meinen Eid. Das heißt: ich habe es nicht dir geschworen, sondern meinem armen Bruder: deinem Mann, den du ermordet hast.«

»Ich?« rief Albertine und begrub dieses Wort in einem schluchzenden Laut: »... ich?«

Der alte Mann stand ohne Bewegung vor ihr, hielt beide Arme fest an seinem schmalen Leib, wie ein Soldat, und nur sein Blick fuhr ihr ins Gesicht, gleich einem Stoß, dem man keinen Widerstand leisten konnte. »Mit deiner Hand freilich hast du ihn nicht ermordet,« sprach er: »aber dein Verrat, dein Betrug hat ihn getötet. Findest du, daß darin ein Unterschied liegt?« Er fragte das ohne Hohn, ruhig und sachlich. »Meine liebe Albertine,

erinnere dich, was ich damals geschworen habe. Erinnerst du dich?«

Albertine weinte in ihr Taschentuch und sagte kein Wort.

Der alte Herr sprach in seinem eisernen Ton: »Damals sagte ich dir, dein Sohn wird dich strafen. Dein Kind wird Vergeltung üben. Wie Klytämnestra wirst du von deinem Sohn gerichtet werden! Das habe ich dir damals gesagt. Weißt du es nicht mehr?«

Albertine zog ihr Taschentuch vom Gesicht und schaute hilflos zu dem alten Mann hinüber. »Du bist immer so übertrieben gewesen ... Georg,« flüsterte sie.

»Die vielen Jahre her, diese vielen Jahre, hast du nichts von mir gehört,« sagte er. »Du hast vielleicht geglaubt, weil ich dort drüben lebte, in einer anderen Welt, ich hätte schon dich, meinen armen Bruder, meinen Eid und deinen Sohn vergessen? Ich habe nichts vergessen! Mir ist alles so im Gedächtnis, als sei es gestern geschehen. Du hast vielleicht gehofft, ich sei schon gestorben? Ich bin nicht gestorben. Ich kann nicht sterben, ehe das vollbracht ist. Jetzt bin ich da, und jetzt werde ich mit Franz reden.«

»Nein!« schrie Albertine auf.

»Ich werde ihm erzählen, wie sein Vater ums Leben kam. Ich werde ihm erzählen, wie dein Mann dich geliebt hat ... sein Vater ... und wie er dich dann mit deinem feinen Herrn Grafen ertappte. Dich, die junge, angebetete Frau, dich, die junge Mutter seines Kindes. Ich werde ihm erzählen, wie er dann im Neuwaldegger Wald aufgefunden wurde ... wie ich ihn aufgefunden habe, noch am selben Tag, erschossen und entstellt und tot. Ich werde ihm den Brief vorlesen, den er an dich hinterlassen hat ...«

»Georg ... Georg!« schrie Frau Albertine. Sie war aufgestanden, taumelte, griff mit den Händen in die Luft. »Ich bitte dich, Georg ... ich bitte dich ...«

Der alte Mann schnitt mit seiner Rede scharf in ihre Worte: »Diesen Brief habe ich, du weißt es. Ich gab ihn dir nicht, du hättest ihn vernichtet. Aber dein Sohn wird ihn jetzt lesen. Er wird die Stimme seines Vaters hören. Und welch eine Stimme! Dieser Brief verurteilt dich, löscht dich aus im Herzen deines Kindes!«

Albertine war in lautes Weinen ausgebrochen.

»Damals,« sagte der alte Mann, »hat niemand erfahren, warum mein armer Bruder gestorben ist. Ich habe geschwiegen; denn das Kind, das er zurückließ, hatte nur dich, und um des Kindes willen durftest du deinen Platz in der Welt nicht verlieren. Ich schwieg, und daß *du* schweigen würdest, *du* und der Graf Lehnbach, dein Geliebter, ihr beide ... dessen war ich sicher. Aber jetzt werde ich reden.«

Albertine wankte um den Tisch herum, näherte sich dem alten Herrn mit erhobenen Armen, als wollte sie ihm um den Hals fallen, aber sie wagte es nicht, ihn zu berühren. Es fiel ihr nicht einmal ein, daß es möglich sei, diesen bleichen, starren Menschen mit Händen anzurühren. Immer war sie einer offenen Feindseligkeit gegenüber wehrlos gewesen.

»Tu es nicht, Georg ...« flehte sie schluchzend, »ich bitte dich ... tu es nicht! Was hilft es dir ...? Was hilft es uns allen? Du machst uns unglücklich!«

»Dachtest du, ich wollte dich glücklich machen ... dich und deinen Sohn?«

Albertine sah ihn mit hilfesuchenden Augen an. »... das ist alles so lange her ...« stammelte sie.

»Für dich mag das ein Grund sein,« sagte der alte Mann. »Du hast meinen Bruder nicht geliebt. Aber *ich* habe ihn geliebt. *Du* hast den Toten nicht gesehen. Aber ich habe ihn gesehen, wie er dalag, zertreten von dir!«

Er wendete sich und ging. Bei der Tür sagte er noch: »Dein Sohn ist jetzt im Ministerium. Ich weiß das. In zehn Minuten bin ich bei ihm.«

Albertine regte sich nicht. Sie hatte alle Hoffnung aufgegeben.

*

Franz saß bleich und aufrecht vor dem Schreibtisch, blickte über den blassen alten Herrn hinweg zum Kaiserbildnis auf, das an der Wand hing.

»So,« sagte der alte Mann. »Nun weißt du alles, und hier ist noch der Brief deines Vaters, lies!« Er wollte ihm das morsch gewordene Blatt Papier darreichen.

»Einen Augenblick, bitte ...«, sprach jetzt Franz mit seiner eleganten, undurchdringlichen Stimme. »Einen Augenblick, Herr Onkel. Darf ich Sie fragen, ob dieser Brief an mich gerichtet ist?«

Der alte Mann entgegnete stark: »Ich habe ihn für dich bestimmt.«

»Sie, Herr Onkel?« sagte Franz. »Aber soviel ich Ihren Mitteilungen entnehme, haben Sie ja diesen Brief nicht geschrieben, sondern mein seliger Vater ...«

»Du sollst ihn lesen.«

»Ich bitte um Verzeihung, an wen ist der Brief gerichtet?«

»An deine Mutter.«

Franz machte eine verbindliche Handbewegung. »Gestatten Sie, Herr Onkel, daß ich ... daß ich es ablehne, diesen Brief zu lesen. Nein, unterbrechen sie mich nicht. Ich habe ja auch Sie bis zu Ende reden lassen. Gestatten Sie, daß ich meinen Standpunkt präzisiere. Sie haben nicht das Recht, einen Brief, der an meine Mutter geschrieben wurde, für mich zu bestimmen. Und ich habe nicht das Recht, diesen Brief, der meiner Mutter gehört, zu lesen. Darf ich fragen, wo dieser Brief gefunden wurde?«

»Dein toter Vater hatte ihn bei sich in der Brusttasche.«

»Wer hat ihn da gefunden?«

»Ich.«

»Erlauben Sie noch eines, Herr Onkel: War der Brief offen oder ...?«

»Er war verschlossen.«

»Und Sie haben ihn geöffnet?«

»Im Angesicht deines toten Vaters, meines Bruders, der vor mir am Boden lag, ja. Ein jeder hätte das getan.«

»Sie müssen verzeihen,« sagte Franz höflich, »aber das glaube ich nicht. Jeder hätte diesen Brief pflichtgemäß uneröffnet meiner Mutter überbracht. Entschuldigen schon ... Sie haben da unkorrekt gehandelt.«

»Unkorr ...« Die Blicke des alten Herrn erloschen.

Franz redete mit seiner eleganten Stimme weiter: »Ich muß Ihnen gestehen, Herr Onkel, daß ich nicht recht begreife, was Sie von mir wünschen. Es ist sehr unziert von Ihnen, daß Sie mir diese peinliche Geschichte erzählen. Sehr unziert. Ich darf mir weder über meinen seligen Vater noch über meine Mutter eine Meinung erlauben. Das steht mir gewiß nicht zu. Ich bin erschüttert von Ihren Mitteilungen, tief erschüttert. Aber es ist meine Pflicht, alles aufzubieten, um das zu vergessen, was Sie mir gesagt haben.«

»Was?« schrie der alte Herr, und jetzt konnte man merken, daß seine eiserne Stimme von verhaltenen Tränen zermürbt war, daß sie unter der Last einer ungeheuren Enttäuschung zerbrach: »Was? Vergessen? Und du willst auch fernerhin mit deiner Mutter ...?«

Franz schnitt ihm das Wort ab: »Meine Mutter hat mich erzogen, gehegt und gepflegt. Meine Mutter ist unter allen Umständen meine Mutter. Es steht mir nicht zu, ihren Lebensgang zu kritisieren ... und ich kann auch nicht dulden, daß jemand anders an ihr Kritik übt.«

»Dein Vater aber ...? Dein armer, unschuldig gemordeter Vater ...?«

»Ich bitte!« Franz stand höflich auf. »Meinen armen Vater habe ich nicht gekannt. Er starb, als ich drei Jahre alt war. Und Sie ... zu meinem Bedauern, Herr Onkel, habe ich auch Sie bis jetzt nicht gekannt.«

Er verbeugte sich manierlich: er ging zur Tür, ließ dem alten Herrn den Vortritt und begleitete ihn dann bis an die Treppe.

Auf der Straße unten sagte der alte Mann vor sich hin: »Es ist umsonst. Er gerät seinem Vater nach; er ist zu gut, zu gefühlvoll. Er wird leiden und wird nicht aufhören, seine Mutter anzubeten.«

*

Als Franz nach Hause kam, warf sich ihm Frau Albertine aufgelöst, verzweifelt und stürmisch an die Brust: »Mein Kind! Verlaß mich nicht, mein Kind ...!«

Franz drängte sie sanft von sich fort; küßte ihr wie immer die Hand und sagte mit verbindlichem Staunen und mit einem ganz leisen Vorwurf: »Aber, Mama! Was hast du denn? Das ist ja eine Szene! Ich bitte dich, Mama!«

Bei Tisch saß er dann ruhig neben ihr wie sonst, aß wie sonst, und sprach vom Ministerium, von den Kollegen, vom Sektionschef, wie alle Tage. Er gab ihr eine Zigarette, wie immer, und sie rauchten zusammen, still und behaglich.

Nur einmal hatte sie ihn angstvoll gefragt: »War vielleicht ... war vielleicht jemand ... bei dir ...?«

Und er hatte ruhig entgegnet: »Ach, du meinst Onkel Georg? Ja, er ist ein paar Minuten dagewesen.« Nach einer Pause setzte er noch hinzu: »Komischer Mensch!«

Frau Albertine hatte, wie oft vorher in ihrem Leben, das Gefühl des Entwischtseins. Sie atmete auf, befreit und beschwichtigt.

Vor dem Schlafengehen aber sprach Franz noch einige Worte mit seiner Mutter. Er sprach energisch und schloß: »... Du mußt das für mich tun. Der Graf Lehnbach ist ausschlaggebend. Verstehst du? Ich werde dir dankbar sein! Er kann es dir nicht verweigern!«

Sie fühlte, daß ein Widerspruch unmöglich sei.

*

Am anderen Tag saß Frau Albertine im Arbeitszimmer des Grafen Lehnbach. Sie war erschöpft durch die lange Erzählung, müde und gebeugt von dem Empfang, der ihr geworden war, gelähmt durch die Angst vor ihrem Sohn. Sie zitterte.

»Beruhige dich, liebes Kind«, sagte der Graf. »Siehst du, im Anfang habe ich ja wirklich nicht verstanden, wie du ... na, sagen wir, wie du den Mut finden konntest, zu mir zu kommen. Du hast mir sehr weh getan, Albertine, als du mich damals betrogst, und ich habe viel gelitten deinetwegen. Gott, wir waren doch so viele Jahre beisammen gewesen. Das trifft einen halt ... Laß nur! ... Ich habe mich ja nicht erschossen wie ... Entschuldige!«

Der Graf ging auf und ab. »Jetzt verstehe ich freilich, daß du zu mir kommen mußtest. Du bist durch deinen rachsüchtigen Schwager in eine heikle Situation geraten ... als Mutter, *möchte ich sagen*. Ja, ja, das vertragen die Frauen nicht.«

Er blieb stehen. »Na, schön, Albertine,« sagte er, »dein Sohn soll Attaché werden! Sei ruhig! Damit ist diese alte Geschichte endgültig erledigt. Sogar sehr anständig und nicht einmal teuer,

wie mir scheint. Na, und dann tue ich es auch, weil dein Sohn mir eigentlich imponiert. So einen jungen Menschen muß man ja fördern, wo es möglich ist. Er hat vollständig das Zeug dazu, eine große Karriere zu machen ... denn er geht über Leichen.«

Tini Holms Aufstieg.

»Mein Sohn ist ein Esel ...«

Der alte Herr Kulmbacher sagte es scherzenden Tones und blinzelte. Aber er machte ein deprimiertes Gesicht, und das Lächeln, das er bei diesen Worten versuchte, mißlang ihm vollständig. Denn er meinte es eigentlich ganz im Ernst.

Er war ein großer, breitschultriger Mann mit einem roten Gesicht, einem starken Hals und mit brutalen Augen. Jetzt freilich lag in seinem Wesen jene sanfte, gebieterische Ruhe, die eine ungeheure Arbeit und ein ungeheurer Erfolg den Menschen verleiht. Herr Kulmbacher hatte sechzig Millionen erworben, und wenn er nun Jahr für Jahr neue Millionen gewann, so kostete ihn das weit weniger Mühe, als er einst hatte aufwenden müssen, um die ersten tausend Kronen zu verdienen.

»Ihr Sohn,« sprach der Professor, der eben mit Herrn Kulmbacher konferierte, »Ihr Sohn braucht irgendeine Kräftigung seines Selbstgefühls ...«

»Wie soll ich denn das anfangen?« rief Herr Kulmbacher. »Könnten Sie mir das nicht sagen? Wenn es sein Selbstgefühl nicht kräftigt, mein Sohn zu sein ...! Uebrigens gebe ich ihm so viel Geld, als er nur verlangen mag ...«

Der Professor schaute mit seinem klugen Lächeln Herrn Kulmbacher ins Gesicht. »Ich glaube eher, daß es den jungen Herrn sehr niederdrückt, Ihr Sohn zu sein. Sie sind ihm als Vater zu schwer; er kann Sie nicht aushalten. Sie zermalmen ihn ganz einfach. Und Ihr Geld macht ihn melancholisch ...«

»Mein Sohn ...« Herr Kulmbacher wollte wieder sagen: Mein Sohn ist ein Esel. Aber er besann sich, daß er es ja soeben erst gesagt hatte, daß dieser Ausspruch wohl ein Urteil sei, aber doch zur Lösung der ganzen Frage nichts helfen könne. Deshalb verstummte er.

Da hatte er nun diesen einzigen Sohn; hatte allerlei Hoffnungen auf ihn gesetzt. Glanz und Macht und sozialen Aufstieg des Hauses Kulmbacher sollte dieser Sohn vollenden. Aber es war ein schmaler, blasser, total verschüchterter Mensch aus ihm

geworden, dem nichts in der Welt eine Freude bereitete, der immer traurig war, immer Kopfschmerzen hatte, und sich jetzt mit Selbstmordgedanken trug. Ja, dabei war man nun glücklich angelangt, daß Albert Kulmbacher lebensüberdrüssig war und bewacht werden mußte, weil man fürchtete, er könne sich eines Tages erschießen.

Während der Professor sprach, empfand der alte Kulmbacher so etwas wie peinigende Beschämtheit. Dieser Sohn sträubte sich gegen ihn, den Vater, das war richtig. Er litt unter diesem Vater. Dieser Sohn verhehlte ängstlich alle seine Gedanken und Gefühle, alles, was er trieb und wollte. Nur eines zeigte er offen: seinen Ekel vor dem Geld. Und damit machte er gleichsam das ganze Lebenswerk des Vaters zunichte. Er entwertete den Reichtum, den die Tüchtigkeit des Alten aufgespeichert hatte. Die Millionen, die bereitlagen, verloren durch diesen Sohn alle ihre berausenden Möglichkeiten; sie wurden armselig und bekamen den schalen Beigeschmack des Vergeblichen.

Der Professor sprach und der alte Kulmbacher hörte zu. Dann fing er plötzlich ein Wort auf, winkte rasch mit der Hand und sein Antlitz zeigte die gesammelte Kraft eines schnellen Entschlusses.

»Sie meinen also, mein Sohn müßte einmal um seiner selbst willen geliebt werden?«

»Ja«, entgegnete der Professor. »Daran glaubt er nicht; hat immer den Verdacht, daß man nur den jungen Millionär umwirbt, und zweifelt an nichts so sehr und so schmerzhaft als an seinem eigenen Wert. Es ist, wenn Sie es bedenken, eine anständige Regung. Nicht wahr? Und ich meine, gerade darin liegt sein ganzes Leiden.«

»Sie sagen mir da,« bemerkte der alte Kulmbacher sachlich, »wenn ein Millionärssohn anständige Regungen verspürt, dann muß er lebensüberdrüssig werden ...?«

»Man könnte es ungefähr so ausdrücken,« lächelte der Professor.

»Jedenfalls,« sagte der alte Kulmbacher und stand auf, »jedenfalls wollen wir auch das noch versuchen. Ich werde ihm ein Mädchen verschaffen, das ihn um seiner selbst willen liebt.« Er wendete sich ab, um das Lächeln zu verbergen, das über sein Gesicht flog.

Aber zwei Tage später hatte er seinem Sohn das Mädchen verschafft. Er hatte Tini Holm gefunden.

Sie war die Tochter eines Bankdieners, der am Abend Billetteurdienste in einem Vorstadttheater versah. Dort hatte der Bankdiener auch eine Anstellung für seine Frau erwirkt, die sich in einem schwarzen Kleid mit einer weißen Schürze des Abends im Theater an abseits gelegener Oertlichkeit den Damen nützlich machte. Tini war durch die glänzenden Verbindungen ihrer Eltern zuerst in eine Schauspielschule aufgenommen worden. Sie sah mit ihrer zarten, hohen Gestalt, mit ihrem bleichsüchtigen Gesicht und ihren schwarzen Augen wahrhaft tragisch aus; und sie träumte denn auch davon, eine Heroine zu werden und den verwaisten Thron der Wolter einzunehmen. Aber ihr Vater fand es praktischer, wenn sie für den Anfang eine kleine Gage verdiente, und meinte, auf diese Weise könne man leichter abwarten, bis die Burg Tini Holm einlud, den Thron der Wolter zu besteigen. Tini Holm spielte denn auch in dem Vorstadttheater, wo man französische Possen gab, allerhand niedliche Mädchen, spielte dämonische Kokotten und entsetzliche Ehebrecherinnen und tröstete sich in ihren freien Stunden, indem sie Gedichte von Theodor Körner und von Freiligrath deklamierte. Als nun der alte Kulmbacher unter den vortrefflichen Damen dieser Vorstadtbühne Umschau hielt, bemerkte er, daß alle diese Künstlerinnen ihren eigenen Monatswagen besaßen oder ihr Elektromobil. Er bemerkte, daß sie fabelhafte Brillanten trugen, und er sah daraus, daß es schwer sein würde, hier ein Mädchen zu finden, das einen schüchternen, melancholischen und – wie Herr Kulmbacher meinte – ungewöhnlich dummen Menschen um seiner selbst willen zu lieben bereit wäre.

Da entdeckte er Tini Holm und erfuhr, daß ihre ganze Familie des Abends im Theater versammelt und beschäftigt sei. Tini auf der Bühne, der Vater im Parkett und die Mutter in mehr abseits gelegenen Räumlichkeiten. Herr Kulmbacher suchte diese Räumlichkeiten auf, verständigte sich mit Tinis Mutter und saß am nächsten Tage schon in der Wohnung des Billetteurs, um die Verhandlungen zu Ende zu führen.

Tini hörte ihn mit einem tragischen Gesichtsausdruck an. Herr Kulmbacher war kurz und sachlich. »Sie erhalten fünfzigtausend Kronen von mir«, sagte er. »Und wenn das, was wir abgemacht

haben, gelingt, vor allem aber, wenn es geheim bleibt, erhalten Sie weitere hunderttausend Kronen. Von meinem Sohne dürfen Sie nichts annehmen; verstehen Sie? Es ist Ihr eigenes Interesse, daß mein Sohn und überhaupt kein Mensch auch nur das geringste erfährt. Sonst wäre ja alles aus.«

Die Mutter schüttete einen ganzen Katarakt von Beteuerungen über Herrn Kulmbacher. »Kaufen Sie sich keinen Schmuck und keine Toiletten,« sagte Kulmbacher, »das wäre das Dummste, was sie jetzt tun können.« Damit ging er.

Es wurde sehr fein arrangiert, daß der junge Kulmbacher Tini bei einer Jause kennenlernte, die eine ihrer eleganten Kolleginnen gab. Tini hatte zu dieser wichtigen Gelegenheit außer einem bescheidenen weißen Waschkleid nur noch den Namen »Toinon« angelegt. Das war der einzige Aufwand, den sie sich erlaubte.

Albert Kulmbacher sah dürftig aus, aber seine schönen blauen Augen nahmen für ihn ein, und sein scheues, beinahe wehleidiges Benehmen stimmte Tini poetisch. Sie saß mit ihm auf dem Sofa und deklamierte leise Gedichte von Freiligrath. Die anderen störten die beiden nicht, denn die Sache war so arrangiert worden.

Als dann Albert nach Hause ging, stellten sich seine Zweifel wieder ein. Sein Rausch verflog; er wurde von furchtbarer Traurigkeit befallen, wütete gegen sich selbst und gegen Tini, was ihm besonderen Schmerz verursachte.

»Dieses Mädchen«, sagte er zu sich, »versucht es mit der Erhabenheit, um mich zu gewinnen. Natürlich bin ich ihr ganz gleichgültig, aber mein Name erregt ihre Habsucht. Mag sie glücklich werden mit dem Firlefanz, den sie sich wünscht.«

Er ging zum Juwelier, kaufte einen teuren Schmuck und sendete ihn an Tini. Dazu schrieb er, mit Bitterkeit im Herzen, einen flotten lebemännischen Brief. Er werde Tini morgen nach der Vorstellung abholen.

Am nächsten Tag erhielt er den Schmuck zurück. Tini konnte ihn keine zehn Minuten im Hause gehabt haben, so rasch kam das Etui wieder zu Albert. Es war auch ein Brief dabei, in dem Tini erklärte, diese Juwelen seien nicht bloß ein Schimpf für sie, sie seien ihr auch eine herbe Enttäuschung. Sie habe geglaubt, Albert sei »nicht so« wie die anderen, das habe sie ganz glücklich

gemacht. Nun sei ihr ein schöner Traum zerstört, und sie verlange jetzt nur, Albert solle sie in Ruhe lassen.

Er war überwältigt. Er zitterte am ganzen Körper und empfand eine Freude, die ihn zu zersprengen drohte. Eine Hoffnung erwachte in ihm und regte sich wie ein lebendiges Wesen und nahm ihm den Atem. Kaum hatte die Vorstellung begonnen, stand er schon beim Bühneneingang, um Tini zu erwarten. Stundenlang stand er da; bald geduldig, bald fiebernd vor Ungeduld, bald geschwellt vor Mut, bald wieder zerrissen von Verzweiflung. Als Tini kam, sprach er sie an und bat sie um Verzeihung. Er mußte ihr sein Wort geben, nie wieder so etwas Häßliches zu tun. Dafür erlaubte sie, daß er sie nach Hause begleiten dürfe. Dann deklamierte sie, durch die abenddunkeln Straßen gehend, Gedichte von Theodor Körner und von Freiligrath, und in Alberts Gemüt ergoß sich aus dieser Stimme und aus diesen Versen ein ganzer Strom von Lebensmut und Seligkeit. Er wollte nur eines wissen: wie sie denn dazu gekommen sei, an jener Jause teilzunehmen. Die Dame des Hauses sei doch ... Tini erklärte das sehr einfach: »Ich bitte Sie, es ist schließlich eine Kollegin von mir ... Man darf sich da nicht verfeinden.« Er begriff das, gab ihr recht, bedauerte sie und war beruhigt.

Von diesem Tage an war im Hause Kulmbacher von Alberts Lebensüberdruß nicht mehr die Rede. Albert begann sogar wieder Klavier zu spielen; er begann bei Tisch wieder Gespräche mit seinem Vater zu führen. Er war freilich verschlossen wie sonst und schüchtern. Aber er lächelte doch manchmal, und seine blauen Augen strahlten.

Langsam trug er sein ganzes Leben zu Tini und breitete es vor ihr aus. Seine Kindheitserinnerungen, seinen Weltschmerz, seine Verachtung des Geldes, sein Klavierspiel. Tini lernte Beethoven und Chopin durch ihn kennen. Sie ging mit ihm in Konzerte, sie hörte zu, wenn er bei ihr, in der Wohnung ihrer Eltern, auf dem schlechten Pianino musizierte, das sie bezahlte. Dann hörte er wieder zu, wenn sie deklamierte. Sie sprach ihm die Maria Stuart vor, die Jungfrau von Orleans und die Iphigenie. Er war berauscht von dem Glück, daß eine große Künstlerin ihn liebe. Denn er hielt Tini für die größte Künstlerin, die es jemals gegeben.

Dieser kindliche, vornehme und gütige Mensch erschütterte Tini. Ihr Hang nach Poesie erwachte durch ihn zu neuer Heftigkeit, und

eines Tages gewährte sie, daß sie Albert stürmisch liebe. Je deutlicher ihr das wurde, je fester sie sich dieser Empfindung hingab, desto mehr quälte sie der Vertrag, den sie mit Alberts Vater geschlossen. Jetzt erst sah sie ein, daß sie etwas Schmähhliches begangen habe. Sie glaubte sich verloren und entschloß sich zu einem Schritt der Verzweiflung.

Der alte Kulmbacher lachte böse, als Tini ihm sein Geld zurückgeben wollte. »Das glaubt Ihnen der Teufel,« sagte er hart, »daß Sie meinen Sohn jetzt wirklich lieben. Sie sind eine Spekulantin! Aber erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen aufsitze!«

Er ließ gleich, nachdem Tini fort war, den Professor holen. »Das Ganze ist mir verdächtig,« schloß er seine Erzählung. »Jetzt bleibt mir nichts übrig, als meinem Sohn reinen Wein einzuschenken. Er ist ja jetzt ohnedies wieder munter.«

Der Professor wurde ernst: »Wenn Sie das jetzt oder überhaupt jemals tun würden, dann stehe ich für nichts! Ihr Sohn würde unrettbar und für immer an der Welt verzweifeln. Ich weiß natürlich nicht, ob er wieder seinem Lebensüberdruß anheimfiele. Wahrscheinlich ist es. Aber eines weiß ich: Mit Ihnen wäre Ihr Sohn fertig. Als Vater würden Sie ihn jedenfalls verlieren, wenn er hört, was für eine Komödie Sie mit ihm aufgeführt haben!«

Der alte Kulmbacher fühlte, daß er gefangen sei. Er begriff, daß die kleine Tini ihn in der Hand habe. So wagte er denn nur eines noch. Er tat, als habe er das Verhältnis seines Sohnes erst jetzt entdeckt. Er ließ ihn holen, fiel mit Wut und Jähzorn über ihn her, denn er wußte, daß Albert gegen die Heftigkeit des Vaters von jeher willenlos gewesen war. Er verlangte, Albert solle sofort abreisen. Gleichviel wohin. Nach Japan, nach Australien. Und er selbst, der Vater, wolle dann dem Mädchen eine anständige Abfertigung geben.

Albert hörte den Vater ruhig an: ruhig und mit einem leisen, glückseligen Lächeln. Nur zuletzt, als dann das von der Abfertigung kam, wurde er plötzlich rot, stand heftig auf, kämpfte mit seiner Schüchternheit und sagte endlich sanft, aber entschlossen: »Ich muß doch bitten, meine Braut nicht zu beleidigen ...«

Ruhig und festen Schrittes verließ er hierauf das Zimmer. Der alte Kulmbacher saß wie vom Donner gerührt da, zugleich aber

empfand er irgendwie eine freudige Genugtuung über das männlich freie, energische Wesen Alberts.

Nun kam eine Zeit, in der es der alte Kulmbacher endlich erlebte, daß sein Sohn fröhlich nach all den aufgespeicherten Millionen griff. Beinahe gierig, glücklich und dankbar griff er danach, um der kleinen Tini alle Herrlichkeiten zu Füßen zu legen. Und als sie dann eines Tages aus der Kirche kamen, als die Tini dann neben Albert in der prachtvollen Equipage der Kulmbacher saß und mit ihrer schlanken Eleganz, mit ihrem schönen blassen Gesicht, mit ihren schwarzen Augen darin aussah wie eine spanische Prinzessin, da fiel es dem alten Herrn, der an der Kirchentreppe stand, aufs Herz, daß es doch nur die Tochter eines Bankdieners sei, nur eine kleine Vorstadtkomödiantin, und es fiel ihm ein, an welchem Ort er zum erstenmal mit Tinis Mutter gesprochen hatte.

»Mein Sohn ist ein Esel ...«, sagte er vor sich hin. Aber er lächelte und winkte den Neuvermählten, die davonfuhren, mit der Hand.

Die Mutter der Sängerin.

Johannas Mutter stand vor dem Wäscheschrank. Sie entzückte sich einen Moment lang an all der zarten, schneeweißen Kostbarkeit, die hier aufgestapelt lag. Ihr war leicht und froh; deshalb begann sie laut zu singen.

Sie nahm einen Frisiermantel für Johanna, und während sie ihn ausbreitete, wurde sie plötzlich ernst; sie hörte auf zu singen. Diese Spitzen ... dachte sie ... Was dieser kleine Spitzenmantel kostete, das wäre vor wenigen Jahren noch ein Vermögen für sie gewesen. Sie hätte nicht so schwer arbeiten, hätte mit ihren Kindern nicht hungern müssen; hätte lange Zeit ohne Sorgen gelebt: ohne die Sorgen, die jetzt noch wie ein überstandener Todesschrecken in ihrer Seele bebten.

Johanna ... dachte sie. Dies Kind hatte sie herausgesungen, herausgejubelt aus dem Elend, aus der dunklen Tiefe eines Abgrunds emporgesungen. Sie dachte: Wie eine Lerche ist sie aufgestiegen, meine Johanna ... und uns alle hat sie mitgenommen in den Himmel. Sie dachte: Mein Kind! Und sie betete dies Glück wie ein Wunder an. Die letzten Jahre, das waren schon lauter Wunder gewesen. Da tat sich eine freundliche Welt vor ihnen auf. Sie ging hinaus aus der finsternen, engen Stube, aus der kleinen, schmutzigen Gasse, in der sie gewohnt hatte, in der sie ihre Kinder gebar, sie aufwachsen und barfuß umherlaufen sah: hinaus aus diesem erbärmlichen Städtchen, darin sie gelebt hatte, wie eingesperrt in Kummer und Trostlosigkeit. An der Hand ihres Kindes, ihres singenden Mädchens trat sie ein in diese freundliche Welt, schüchtern, atemlos, wie in einem Traum, und müde von alle den Jahren der Angst und der Arbeit. Kann der liebe Gott eine Mutter wirklich so reich belohnen ... dachte sie ... und nicht aufhören, sie zu belohnen und zu begnaden? Mehr als sie jemals zu ahnen vermochte, war jetzt gekommen. Nach dem Erfolg des Anfangs, der Ruhm. Jetzt sprach nicht eine Großstadt allein, jetzt sprach Europa von ihrer Tochter. Amerika rief nach ihr. Der Reichtum begann hereinzustromen wie eine Springflut.

Sie hielt den weißen Spitzenmantel in ihrer Hand und lächelte. Was war das? Ein Nichts. Ihre Johanna hüllte sich in den Prunk einer Prinzessin. Königliches Geschmeide blitzte und funkelte an ihrem Hals, leuchtete von ihrem jugendfrischen Nacken. Die Mutter lächelte, atmete tief und begann wieder zu singen. Sie sang die Arie, die ihre Tochter gestern in der Oper gesungen. Der ganze Saal hatte dann gedröhnt von dem Donner des Beifalls. Die Mutter kannte jeden Ton dieser Arie, hatte ihn hundertmal gehört, wenn Johanna studierte und sie lauschend dabeisaß. Nun sang sie selbst die Melodie laut heraus. Sie hatte lange nicht gesungen.

Es klopfte.

»Wer ist da?« rief die Mutter. »Herein!«

»Ich bin's,« sagte Herr Mitterberger und kam in das Zimmer. Er schaute sich verwundert nach allen Seiten um und fragte: »Wo ist denn das Fräulein ...?«

»Nicht zu Hause ...«

»Komisch,« sagte er. »Diese großen Künstlerinnen ...« Er blinzelte der Mutter zu. »Vor ihrem Impresario lassen sie sich ruhig verleugnen.«

Die Mutter schaute ihn an und verstand ihn nicht. »Herr Mitterberger, meine Tochter ist wirklich nicht zu Hause.«

Er schmalzte mit den Lippen. »Nu,« meinte er spöttisch, »und wer hat denn jetzt eben gesungen ...«

»Das war doch nicht die Johanna ...« Die Mutter lachte. »Das war ja ich.«

Herr Mitterberger erschrak. »Sie ...?« Dann schüttelte er den Kopf. »Das glaub' ich nicht,« sagte er energisch.

Die Mutter wußte nichts mehr zu antworten und war verlegen, weil man sie Lügen straffte.

Herr Mitterberger fuhr fort: »Meinetwegen mag sie sich verleugnen lassen, wenn sie jetzt keine Lust hat, mit mir zu reden. Ich bin ein alter Impresario und kenne diese Launen. Aber ich weiß auch, was eine Stimme und eine Stimme ist ... Da gibt's keine Täuschung für mich.«

Nun sah ihn die Mutter ruhig an und sagte einfach: »Johanna ist nicht zu Hause.«

Er wurde unsicher, schwieg und überlegte. Dann meinte er zweifelnd: »Ich hab' Sie noch nie singen gehört, gnädige Frau ...? Ich hätte es doch einmal hören müssen, wo ich so bei Ihnen aus und ein gehe ...?«

»Lieber Herr Mitterberger,« sagte die Mutter langsam, »ich hab' lange nicht gesungen. In den Jahren, wie meine Johanna zum Theater ging, wie sie studiert hat, da hab' ich nur zugehört, und da hab' ich so viel zu denken gehabt für das Kind, für uns alle, so viel zu denken ... da ist das Singen zu kurz gekommen. Aber früher, wie ich noch arm war, da hab' ich immer gesungen. Um mir die Sorgen zu vertreiben ...« Sie lächelte ein wenig. »... jünger bin ich auch gewesen ... und für die Kinder hab' ich gesungen, wenn ich sie eingewiegt habe ... und bei der Arbeit ... beim Waschtrog ...«

Sie lächelte wieder und spielte nachdenklich mit dem Frisiermantel.

Der Impresario sah sie eine Weile an, ehe er sich wieder fassen konnte »Na ...« sprach er dann leise, »da wollte ich doch, ich wäre einmal so vorübergegangen, dort in Dingsda, und hätte Sie gehört; Sie wären nicht lange beim Waschtrog gestanden.«

Er schaute diese alternde Frau mit erstaunten Augen an, wie sie befangen dastand. Klein, schwächig, das schmale Antlitz schon leise von Runzeln durchzogen und welk, aber die dunklen Augen noch immer von sanfter Innigkeit strahlend.

»Ewig schade,« sagte er, zuckte die Achseln und ging.

Eine Stunde später saß Johanna vor dem Spiegel, ließ sich von ihrer Mutter frisieren und sprach mit ihr von der Soiree, zu der sie beide diesen Abend gehen sollten. »Ein Erzherzog wird auch da sein ...« sagte sie, »... und dann weiß Gott wie viele Fürsten ... es wird sehr nobel.«

Die Mutter sah auf Johanna nieder. Sie entzückte sich an den weißen Spitzen, die den schlanken, feinen Leib ihrer Tochter einhüllten. Sie entzückte sich an dem feinen, elfenbeinfarbenen Ton, der die Schultern und den Nacken Johannas überschimmerte. Sie sah im Spiegel das schmale, zart blühende Gesicht Johannas, behaucht von einer sachten Röte; sie sah ihre blitzenden schwarzen Augen, ihre schmale weiße Stirn; sie entzückte sich an der lauen Wärme der Haare Johannas, die lebendig und beweglich in ihrer Hand sich zu regen schienen, und

sie war so erfüllt von Dankbarkeit und Freude, daß sie wieder laut zu singen begann.

Johanna saß da wie ein kleines Kind, ließ sich frisieren und von der Mutter was vorsingen wie einst.

Das Stubenmädchen kam und meldete: »Der Herr Kapellmeister ist da.«

»Soll warten,« sagte Johanna. Die Mutter sang weiter.

Da rief der Kapellmeister durch die Tür: »Johanna, sing' jetzt nicht. Das ist Unsinn, so ins Blaue hinein zu johlen!«

Die Mutter verstummte. Johanna schwieg. Der Kapellmeister rief durch die Tür: »Uebrigens, Johanna, wundervoll. Sooft ich nur einen Ton von dir höre, muß ich sagen: wundervoll!«

Durch den Spiegel sah die Mutter, wie ein Schatten über Johannas Antlitz zog. Der Kapellmeister draußen fragte: »Warum antwortest du denn nicht ...?«

Johanna fuhr ungeduldig los: »Es ist schon gut ... ich singe ja nicht!« Dabei hielt sie die Blicke tief gesenkt.

Etwas Unerklärliches war in diesen Sekunden zwischen den beiden Frauen: etwas, darin ein weites Entfernen war, und ein nie gefühltes, beinahe gespenstisches Einswerden. Die Mutter vollendete still ihre Arbeit und ging dann still aus dem Zimmer.

Am Abend aber saß sie dann in dem hohen fürstlichen Saal, in dem die Stimme ihrer Tochter erklingen sollte. Nebenan in funkelnden Gemächern schwoll das Rauschen der Gesellschaft. Dort war Johanna, umdrängt von der Bewunderung, vom Enthusiasmus, von Schmeicheleien. Die Mutter saß hier in ihrem schwarzen Kleid, und es waren nur noch ein paar andere alte Damen da, die untereinander flüsterten. Die Mutter saß abseits und wartete. Man hatte sich vor ihr verbeugt an diesem Abend, hohe Herren hatten sich freundlich und flüchtig vor ihr verbeugt. Der Erzherzog hatte ihr die Hand gereicht und hatte über ihren Knicks hinweg ins Leere gelächelt. Man hatte ihr gesagt: »Wie sind Sie um solch eine Tochter zu beneiden ...«, hatte fünf- oder sechsmal gefragt: »Nun, Sie sind wohl sehr glücklich?«, oder: »Sind Sie nicht stolz ...?« Sie kannte das nun schon; kannte dieses Gefühl von Ehre, das wie ein heißer Trank durch ihr Inneres strömte. Sie saß da und wartete, bis man sich hier

versammeln werde, um Johanna zu hören. Sie bangte ein wenig für den Erfolg, bebte ein wenig für Johanna, schmachtete ein wenig nach dem Triumph, der dem Kind bevorstand.

In der Tiefe ihres Wesens aber wühlte eine merkwürdige Unruhe. Dort ging das Wort, das der Impresario gesagt hatte, hörbar wie das Ticken einer Uhr: »Ewig schade!« Und das Wort des Kapellmeisters klang in ihr nach: »Wundervoll.«

Die Gesellschaft war hereingekommen, der weite Saal war ganz erfüllt von seidenen Damen, von goldenen Uniformen. Und dann trat Johanna ans Klavier. Die Mutter umging sie mit ihren Blicken, wie sie dort stand, schlank und stolz und mädchenhaft blühend, und wie ihr schwarzes Haar, wie ihr feines Haupt sich dunkel vom weißen Marmorglanz der Wand hob. Mit einem Male war es der Mutter, als ob dort nicht ihr Kind stünde, sondern sie selbst. Sie selbst als junges Mädchen, so wie sie einst gewesen, vor langer Zeit; nur in die Pracht dieses Kleides gehüllt, aufrecht, sorglos, gebietend. Aber sie selbst.

Meine Jugend ... dachte sie, und irgend etwas löste sich in ihr, ging in Stücke, brach zusammen. Es war, als sei die Schicht vieler Jahre, die sich über ihre Seele gelegt hatte, nun geborsten, und als schaue sie plötzlich in das Gruftgewölbe versunkener Möglichkeiten.

Da hob Johannas Stimme an, wie ein Feiertag im Mai, tönend und warm wie junges Sonnenlicht. Die Mutter lauschte, wie sie niemals vorher ihrem Kinde gelauscht hatte. Das bin ich ... dachte sie ... ich bin es ...! und sie zitterte, während sie dasaß, während ihr war, als höre sie sich selber singen. Ihre Gedanken stürzten ineinander, taumelten und glitten unablässig in eine Tiefe, aus der es wie ein Echo heraufkam: »Ewig schade ...«

Sie sah eine kleine, finstere Stube, atmete die dumpfe, erstickte Luft von damals wieder. Sie sah in schmutzigen Bettpolstern die kleinen Kinder zappeln, ihre Kinder. Sie hörte, wie sie nach ihr schrien, wie sie weinten und sich von ihr beruhigen ließen. Sie sah sich über einen rauchenden Herd gebeugt, der Dunst armseliger Speisen stieg ihr heiß ins Gesicht. Sie sah sich hingeworfen auf den Fußboden und die grauen Bretter scheuern und spürte, wie die scharfe Lauge ihr in die Finger biß. Sie sah sich mit geschürzten Röcken am Ufer des kleinen Flusses stehen.

Frierend, von Müdigkeit gepeinigt, stand sie dort und schwenkte die Wäsche in den unsaubereren, lehmigen Wellen. »Wäre ich zufällig vorübergegangen ...« hatte der Impresario gesagt. Aber es war niemals jemand vorübergegangen. Niemand hatte sie gehört, zufällig, wie man Johanna zufällig gehört und gefunden hatte.

Sie mußte sich fest an die Lehne ihres Fauteuils halten, so sehr bebte sie. Mein Leben ... dachte sie. Mein Leben ...! Sie dachte es so heftig, daß sie sich erschrocken umsah, denn sie glaubte, sie habe es laut ausgerufen. Was diese große, schöne Welt mit solcher Liebe empfing, mit solcher Glut bewunderte, das hatte diese alternde Frau besessen, hatte es nicht gewußt und hatte es verschwendet. An Elend und Not verschwendet; hingegeben an Qual und Niedrigkeit. Ueber einen rauchenden Herd, über den schmalen Dampf kümmerlicher Speisen hatte sie's hingestreut. Die wundervolle Musik ihrer Seele, diese tönende Musik, der alle Welt dankbar gelauscht haben würde, hatte sie ausgeschüttet über schmutzige Dielen, in die lehmigen Wellen jenes elenden Fließchens geworfen.

Sie hob ihren Blick und schaute die Tochter an. Die stand dort, eingehüllt in ihren Ruhm, in die Kraft ihrer klingenden Stimme, entrückt durch ihre Kunst. Sie schaute die Tochter an und wußte nicht: hat sie mir mein Leben genommen, hat sie mich drum gebracht, mit all dem rücksichtslosen Anspruch, mit all dem unbarmherzigen Nehmen der Kinder gegen ihre Mütter ... oder gibt sie mir wieder, was ich verloren habe, bewahrt sie, was mir entglitten, baut sie ein zertrümmertes, versäumtes Leben wieder vor mir auf, daß ich es anschauen und mich daran freuen soll? ...

Sie fühlte sich auf eine geisterhafte, erschütternde Weise eins mit ihrem Kinde, das dort stand und sang, fühlte sich zugleich in quälende Fernen von ihr entführt, durch unermeßliche Abgründe von ihr getrennt. Als dann der Beifall wie ein jäh geöffnetes Wehr erbrauste, brach ein wilder Schmerz in ihr aus, und sie weinte laut.

Vor ihr stand der Erzherzog, beugte sich leutselig und ein wenig verlegen zu ihr nieder und sagte: »Gnädige Frau ... ich weiß sehr wohl, was jetzt in Ihrem Mutterherzen vorgeht ...«

Aber er wußte es nicht.

Das Manhard-Zimmer.

Der enge Gang, welcher zu den *Chambres séparées* führte, lag im weißen Schimmer der Gaslampen. Aus den weißen Milchglaskugeln, die wie absynthgefüllte Karaffen opalisierten, floß das Licht die weiße Holztäfelung der Wände herunter und lag auf dem roten Lauffteppich, der den schmalen Boden bedeckte. Durch den großen Spiegel am Ende, vor welchem die Damen beim Kommen ihre Haare ordneten und die Herren ihre Haltung prüften, schien es, als sei der Korridor noch einmal so lang. Aus den weißlackierten Türen, die nach beiden Seiten zu den Kabinetts führten, drang gedämpftes Lachen, Schreien und Gläserklirren. In einem Zimmer wurde Klavier gespielt. Ununterbrochen schwebten die Walzer und Couplets durch den Gang, strömten wie aus einer Leitung hervor, welche diesen hellen Raum mit Melodien versorgen sollte, wie die Lampen ihm Licht und die Gitter der Luftheizung Wärme gaben. Von Zeit zu Zeit begann die elektrische Klingel zu toben. Dann liefen die Kellner aus dem offenen Servierzimmer, in welchem unaufhörlich Tafelgeschirr klapperte, mit lautlosen Schritten über den roten Teppich hin und verbreiteten einen fetten, warmen Speisengeruch, der aus den Schüsseln, die sie auf dem Arm trugen, aufstieg. Der duftige Rauch feiner Zigaretten zog sich durch alle Türspalten und lagerte in kleinen Nebeln um die weißen Gaslampen.

Ganz am Ende des Korridors ward eine Tür aufgerissen und zugeschlagen. Lautes Lachen flatterte eine Sekunde mit vollem Schall heraus, und ein junger Kellner kam dahergerannt. Er trug die Scherben einer Champagnerflasche in der Serviette und war über und über begossen. Doch schien er sich ausgezeichnet zu amüsieren. Er lächelte vor sich hin, wie jemand, der ein gutes Geschäft gemacht hat.

Der Oberkellner Heinrich lehnte ruhig an der Tür des Servierzimmers und sah ihn kommen: »Das hat die Berton getan, nicht?« Der junge Kellner lachte laut: »G'rad' auf die Schulter hat sie mich 'troffen.« Heinrich nickte bloß. Das hatte er sich ja gleich gedacht. – »Wie ich ihr hab' einschenken wollen, auf einmal ...« Der Oberkellner hörte nicht mehr zu. Das Weitere interessierte ihn

nicht; das kannte er. Ruhig blickte er wieder die Wände entlang in den Spiegel, indessen der Junge seine Geschichte den anderen erzählte und das Schmerzensgeld zeigte. Aus jedem Zimmer drang Geschrei, Poltern, Hallorufe. Ein Pikkolo schlich neugierig hin und horchte. Heinrich hob würdig die Serviette: »Pst! Du – wirst gleich geh'n!« Im Zimmer gab es einen schmetternden Krach; man hatte offenbar Flaschen und Gläser zu Boden geworfen. Der Oberkellner blieb ruhig stehen. Er zuckte nur geringschätzig mit den Achseln: diese Sorte war ihm bekannt, die gleich um halb elf betrunken war und dann alles in Trümmer schlug.

Eiliges Laufen. – »Küss' die Hand!« – »Habe die Ehre, guten Abend!« – »Küss' die Hand.« – Ein paar Herren und eine Dame waren gekommen. »Ist noch was leer?« – »Hier, bitte! – Bitte, hier! Nummer drei!« schrie der Pikkolo eifrig und riß eine Tür auf. Der Oberkellner schleuderte ihn mit einer unmerklichen Bewegung beiseite, daß er im finsternen Kabinett verschwand. »Auf Nummer sieben anzünden,« befahl er. »In Nummer sieben, wenn's angenehm ist. – Nummer drei, bitte, ist bestellt.« – Nummer sieben ward geöffnet. »Decken!« rief der Oberkellner leise. Der Pikkolo kam verschüchtert aus dem dunklen Zimmer und sah seinen Chef mit fragenden Augen an. »Vorwärts!« befahl Heinrich, die Serviette schüttelnd.

Am Ende sollte er dem Buben ein Langes und Breites erklären. Das könnte er jetzt schon wissen, ob Nummer drei jemals vergeben wurde. Nummer drei ist nicht zu haben, es wird jeden Abend reserviert. Das war nun schon seit zwölf Jahren so, und er nannte es bei sich gar nicht mehr anders als das »Manhard-Zimmer«. Seit zwölf Jahren, seit ihrem Engagement am Josefstädter Theater, kam das Fräulein Manhard jeden Abend nach der Vorstellung herüber und soupierte auf Nummer drei. Heinrich hielt dieses Zimmer alle Abend für sie bereit. Sie hatte ihm das zwar niemals aufgetragen, aber in der langen Zeit war sie im ganzen zweimal ausgeblieben. Zuerst vor neun Jahren, als sie auf der Bühne ohnmächtig wurde, weil der junge Baron Füller sich verlobt hatte, und dann vor drei Jahren, an dem Tag, an welchem der alte Graf gestorben war. Sonst ist sie wohl alle Tage hier gewesen. Sie war die einzige, die aus jener lustigen Zeit übriggeblieben, aus den guten Tagen von damals, in denen

Heinrich hier Oberkellner geworden. Fast zugleich mit ihm, kaum ein Jahr später, war sie hierhergekommen und kannte das Lokal so gut wie er selbst. Sie wußte, wie nur er, was es früher gewesen und was es jetzt war. Beide hatten sie die guten Jahre miterlebt, da die Leute es noch verstanden, ihr Geld auszugeben, und sie hatten beide davon profitiert.

Draußen hielt ein Wagen, man hörte das Zuklappen des Schlages. »Anzünden auf Nummer drei!« befahl Heinrich. Es war Fräulein Manhard, und er drückte sich an die Wand, um sie vorüberzulassen. Das wohlbekanntes Parfüm schlug ihm ins Gesicht, der Pelz streifte seine Hand. Er lächelte grüßend, mit diskreter Vertraulichkeit und doch devot. Sie nickte ihm zu und war schon in das Kabinett getreten, als noch der kleine, junge Herr, der sie begleitete, sehr angelegentlich fragte: »Is was frei?« Heinrich musterte ihn. Ein schlanker Jüngling, fast knabenhaft, mit schmalen, abfallenden Schultern, vornehmen, weißen Händen, kurzem, blondem Haar, ein bißchen schüchternen Manieren, aber von dem gewissen guten Stil, den Heinrich sofort spürte. »Theresianist«, sagte er abschätzend vor sich hin.

*

Johanna saß auf dem kleinen, roten Plüschsofa vor dem gedeckten Tisch und zog ihre Handschuhe aus, als Heinrich mit der Karte eintrat; lange, schwedische Handschuhe, die bis zum Ellbogen reichten. Sie hatte eine schottische Seidenbluse an, mit kurzen Ärmeln. Behaglich legte sie ihre dicken, weißen Arme auf das Tischtuch, nahm die Karte und begann das Menü zu komponieren. Vor jeder Speise, die sie nannte, sagte sie langsam: »alsdann –« und fragte hernach: »is recht?«

Heinrich stand steif vor dem Tisch, den Notizblock in der Hand, und schrieb auf. Dabei warf er kurze, beobachtende Kellnerblicke von der Seite auf den jungen Herrn, der in einem Fauteuil saß. Der junge Herr war befangen und aufgereggt, wollte aber gelassen aussehen und Figur machen. Er hatte die Beine gerade vor sich hingestreckt, wie jemand, der sich zu Hause fühlt, aber er zupfte seine Manschetten hervor, ordnete mit verzagten Handbewegungen an der Krawatte und strich manchmal rasch über das kurze, in der Mitte bis zum Wirbel herab gescheitelte Haar. Sein frisches, junges Gesicht war ganz rot. Auf das »is recht?« antwortete er leise »ja!«, nur einmal sagte er » *Très*

bien,« aber da wurde er noch röter. Dann faßte er sich, und als Johanna Heidsieck bestellte, wandte er sich ganz laut zu Heinrich, korrigierend, mit verwöhntem Ton, wie man eine alte, unentbehrlich gewordene Gewohnheit mitteilt: »Nicht Heidsieck – Pommery – im ... Er hatte »immer« sagen wollen.

»Alsdann – Pommery,« wiederholte Johanna.

Heinrich trat auf den Gang hinaus, gab den Zettel ab und lehnte wieder an der Tür zum Servierraum. Er war jetzt immer etwas lebhafter, wenn sie kam, und wenn sie dann drinnen saß und soupierte, war er hier draußen besserer Laune. Er kannte sie ganz genau, und wenn man etwas von ihr wissen wollte, brauchte man nur ihn zu fragen. Er erinnerte sich noch, wie sie als siebzehnjähriges Mädel zum erstenmal hierhergekommen war. Der dicke, alte Kugler, der immer auf Novitäten aus war, hatte sie gebracht. Der hatte sie dressiert, denn das verstand er ausgezeichnet. Er hatte sie essen gelehrt, hatte ihr mögliche Begriffe von Toilette beigebracht und sie dann gut lanciert. Es war überhaupt ein Lieblingssport des alten Herrn, seine Entdeckungen zu lancieren. Bekam er dann einen Baron oder gar einen Grafen zum Nachfolger, so war er stolz. Aber nicht jede hatte sich so gut gehalten wie Johanna. So was tobt und wirft das Geld hinaus und zerschlägt aus reinem Mutwillen das Geschirr, wie da drinnen die Berton, fährt auf Gummirädern, gibt Feste und vergeudet alles, bis eines Tages die ganze Geschichte irgendwo in Jassy oder Temesvar jämmerlich endet. Heinrich hatte nie Respekt gehabt vor diesen liederlichen Frauenzimmern, die ihm Banknoten in die Hand drückten, wenn er sie, angetrunken, mit zerrissenen und begossenen Kleidern, in den Wagen hob.

Johanna konnte ihm damals nicht so gefallen wie heute. Sie war ihm zu dünn, zu kindlich mit ihrem langen, blonden Zopf. Einmal hatte er sie zufällig auf der Bühne gesehen, vor zehn Jahren etwa. Sie spielte an diesem Abend eine kleine Rolle, aber sie machte keinen Eindruck auf ihn. Seither war Heinrich nicht im Theater gewesen, und Johanna hatte keine Rolle mehr gespielt, sondern wirkte nur »so« mit.

Aber hier war sie immer in seiner Nähe gewesen, und allmählich war sie ihm aufgefallen, wie sie niemals übermütig und toll war, wie sie nie etwas verschwendete und nie Lärm schlug.

Dann, wie es ihr immer gleichmäßig gut ging, vom ersten Tag an. Nie war sie wie die anderen, einmal oben, einmal unten; brauchte nie ihren Schmuck verpfänden oder ihre Kleider verkaufen wie die anderen, wenn sie keinen Verehrer hatten. Johanna war übrigens nie allein, in den ganzen zwölf Jahren nicht. Heinrich konnte das genau kontrollieren, denn er hatte alle ihre Verehrer gesehen, hier, in Nummer drei. Und sie mußte sogar Geld gespart haben, auch wenn er den Schmuck gar nicht rechnete, der sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte. Denn sie gab keine Feste, hatte keine kostspieligen Passionen, und soviel er von den Kutschern wußte, nahm sie fast nie allein einen Fiaker. Als der Baron Füller sich verlobte, mit dem sie zwei Jahre ein Verhältnis gehabt, soll sie eine sehr anständige Abfertigung bekommen haben. Und der alte Graf, der sie dreieinhalb Jahre ausgehalten, dürfte sie bei seinem Tode wohl auch bedacht haben. Das hatte ihm ja stets an ihr gefallen. Sie hatte nie den Erstbesten genommen; und wenn's auch nur für einen Abend war, immer verkehrte sie mit den feinsten Herren. Nie war sie mit so einem Kommiss dahergekommen, der das defraudierte Geld hier verjuxte und dann eingesperrt wurde. Er hatte es erlebt, wie solche Mädchen den Schmuck auf die Polizei tragen mußten und extra noch in die Zeitungen kamen. Johanna hat auch nie diese dumme Passion für Schauspieler gehabt wie die anderen. Sie hat nie einen schönen Statisten mitgebracht, der sich das Souper bezahlen läßt und dem man Handschuhe und Hut kaufen muß, damit er nur überhaupt ins Gasthaus gehen kann. Dafür war sie jetzt erst hübsch. Wo waren nun die anderen, die damals hier aufgehaut hatten, als die Johanna noch mit dem alten Kugler ging? Nur wenige kamen noch manchmal hierher; von den übrigen wußte man gar nicht, wohin sie geraten waren. Und diese paar Ueberlebenden, konnten die sich, verwelkt und verblüht, wie sie waren, mit Johanna vergleichen? Johanna sah frisch und gesund aus. Sie hatte rote Wangen, dicke Arme und runde Hüften. Die hatte es eben verstanden, und er empfand geradezu Hochachtung vor ihr.

Die Klingel am Türpfosten über ihm schrillte zweimal. Er kannte dieses kurze Läuten und ging ins Zimmer Nummer drei.

Der Theresianist saß mit roten Ohren da und hielt Johanna bei der Hand. »Aldann, bringen's einen Syphon.« Lächelnd zog sich Heinrich zurück und schickte das Verlangte durch den Pikkolo. Der junge Herr hatte offenbar den Champagner zu rasch getrunken, und Johanna wollte ihn vor einem Rausch bewahren. Ja, sie verstand eben das alles, und bei ihr war einer gut aufgehoben. Er setzte sich auf seinen kleinen Sessel im Servierraum nahe bei der Tür. Das weiße Licht schwamm in seinem gleichmäßigen, ruhigen Glanze draußen durch den Korridor, über den weißen Teppich herein zu ihm. Das Klavier klimperte aus dem letzten Kabinett noch immer dieselben Walzer und Couplets herüber, er hörte das gedämpfte Murmeln der Gespräche aus den Zimmern. Tiefes Männerlachen, Aufhusten, leise Schreie. Der Duft von Zigarren wurde stärker und mengte sich mit dem Geruch, der aus den Schüsseln und leeren Biergläsern im Servierraum aufstieg. Heinrich griff zu einer Virginier und begann nachdenklich mit halb geschlossenen Augen vor sich hin zu rauchen. Das war seine ruhige Stunde, in der alles versorgt war, in der es auf dem hellen Gang und in den Zimmern stiller und stiller wurde und man keine Tür öffnen durfte, ohne gerufen zu werden. Heinrich dachte nach. Er überlegte Weintarife und Fleischpreise, Bierprovisionen und Personalkosten. Er wußte, daß er diese Dinge bald benötigen werde, und er lächelte über die Fehler in der Geschäftsführung, die er hier in den vielen Jahren herausgefunden hatte. Das würde er alles besser verstehen, wenn er nur erst sein eigener Herr geworden. Wieder tönte die Klingel zweimal. Heinrich war zuerst ein bißchen erstaunt, dann aber legte er die Virginier hin und ging.

*

Der Theresianist schlief. Den Kopf in Johannas Schoß, lag er auf dem Sofa, das junge, frische Gesicht an die Seide ihrer Taille geschmiegt. Er hatte hochrote Wangen in dem tiefen, gesunden Kinderschlaf, dem er nicht mehr hatte widerstehen können. Die eine Hand hing zur Erde herab, in der anderen hielt er noch verknüllt die Serviette über die Brust. Johanna saß weit zurückgelehnt und ihre vollen, weißen Arme waren rechts und links gerade ausgestreckt auf der Sofalehne. Sie lächelte gutmütig. »Aldann, bringen's mir Zigaretten!« Heinrich blickte sich im Hinausgehen noch einmal nach ihr um. Sie gefiel ihm

wirklich ganz besonders. Dieses runde, zufriedene Gesicht mit den lachenden braunen Augen, die schönen blonden Haare, die im goldenen Schein des kleinen Kronleuchters schimmerten, ihr starker Leib mit der weißen, milchigen Blondinenhaut, die fleischigen Arme, die sich so hübsch mit den vielen funkelnden Bracelets und Ketten vom roten Plüsch des Sofas abhoben.

Johanna fühlte diesen Blick und sah erstaunt nach der Tür hin, die sich jetzt schon wieder geschlossen. Sie war geschmeichelt und amüsiert. Während der letzten Zeit hatte sie öfter solche Blicke aufgefangen, aber sie war hier immer zu sehr engagiert gewesen, um weiter darauf zu achten. Heute allerdings blieb ihr Zeit genug. Sie lächelte zu dem schlafenden Knaben hinab und sah dann wieder zur Tür.

Heinrich brachte die Zigaretten und reichte sie ihr über das Tischchen. »Bitt' schön um a Feuer,« sagte sie. Sie kokettierte bereits mit ihm. Er wurde so erregt, daß er ein Glas umstieß und erschrocken zu dem Theresianisten hinspähte. Johanna kicherte leise, das war doch wenigstens ein Amusement, und sie sah ihm tief in die Augen: »Oh, macht nichts, der wacht nicht auf.« Heinrich hielt ihr das brennende Zündhölzchen hin. Sie rauchte ihre Zigarette umständlich und lange an, die Augen dabei fortwährend auf ihn gerichtet.

Er wurde verlegen, denn er wußte nach diesen verschmitzten Blicken nicht, ob sie wirklich kokettierte oder sich nur über ihn lustig mache.

Johanna warf den Kopf fröhlich an die Lehne zurück und blies ihm den Rauch ins Gesicht. Sie lachte wieder – »es brennt ja schon – danke!«

Nun blickte Heinrich, der noch über den Tisch gebeugt war, auf den schlafenden Theresianisten nieder. Dann lächelte er sie verständnisinnig an: »Fräul'n Johanna, soll ich Ihnen eine Zeitung bringen?«

Sie lachte ein wenig lauter: »Aber, nein! – Glauben S' denn, daß ich mich langweil'?«

Heinrich griff nach dieser Frage: »Na, das g'rad nicht – aber, es wär' nur, daß die Zeit vergeht – – so allein – –«

Durch die Wände drang das Singen und Lachen aus den anderen Kabinetts herein, das Klavierspielen und das Klirren der Gläser.

Johanna summte den Walzer mit. Dann, wie zu einer Aussprache angeregt, sagte sie auf einmal mit selbstverständlicher Vertraulichkeit: »Es ist mir so lieber – daß er schläft –,« und ihn herausfordernd anblinzelnd: »Wann nur ein jeder schlafen möcht'.«

Heinrich nahm eine wichtige Miene an und rieb sich mit der flachen Hand das Genick: »Ganz richtig,« sagte er ernst, »der Mensch braucht seine Ruhe!« Es war nicht entschieden, ob er damit den Theresianisten oder Johanna gemeint hatte, aber Johanna bezog es auf sich. Sie nickte ihm zu und seufzte: »Mir ist meine Ruh' auch das Liebste auf der Welt.«

Heinrich wagte sich näher. Den Kopf zur Seite geneigt, mit erwartungsvollen Augen, sagte er einschmeichelnd: »Fräul'n Johanna sollten sich halt zurückziehen. Na ja, das ewige Theaterspielen muß Ihnen mit die Jahre ja auch zuviel werden ...«

Sie fuhr mit dem Finger quer über den weißen Hals: »Bis *daher* hab' ich's schon –

Heinrich sah ihren weißen Hals an, dann deutete er mit einer unbestimmten Handbewegung im Zimmer umher: »Und das da muß Ihnen ja auch schon fad sein, mein' ich –«

Sie nickte ernsthaft: »Und wie!« – »Natürlich, natürlich,« sprach er weiter, »man is ja net wie andere Leut'.«

Johanna lag mit zurückgebogenem Kopf auf der Lehne und blickte zur Decke auf – langsam blies sie den Rauch zu der türkischen Tapete empor, an der sie jeden Strich, jeden kleinen Riß kannte.

Von nebenan hämmerte das Klavier, man hörte Kreischnen und Lachen.

»Früher noch,« fuhr Heinrich fort, »da war halt ein anderes Leben – wie noch der junge Baron Füller her'kommen is, das war noch was – und dann – –«

Johanna hatte bei diesem Namen rasch den Kopf gehoben. In ihr war keine Spur von Empfindlichkeit darüber, daß man so

geradezu an ihre Erinnerungen rührte. Sie erzählte ruhig, wie sie sich damals gekränkt hatte, als der Baron heiratete und nach Madrid zur Botschaft kam. Sie berichtete davon wie von einem interessanten Unglücksfall, durch den man selbst interessant wird. Jetzt unterhielten sie sich beide von diesen fernen Tagen. Sie sprachen flüsternd vom alten Kugler, vom Grafen und von all den anderen, die in dem kleinen Zimmer hier gewesen, auf diesem roten Sofa gesessen, an dem Tisch da getrunken. Und sie warfen nur manchmal kurze Blicke auf den Schlafenden in Johannas Schoß, ob er von ihrem Geplauder nicht erwache. Heinrich wurde plötzlich erregt, er bekam Herzklopfen.

Die Gedanken und Pläne alle, die er draußen im Servierraum bei sich überlegt hatte, während er die Mayonnaisen und Austern beaufsichtigte, kamen ihm in den Sinn. »Fräul'n Johanna sollten heiraten,« sagte er, »das wär' das G'scheit'ste.«

Johanna lachte, wie über einen komischen Einfall, während er dastand und sie gespannt betrachtete.

»Das kann man leicht sagen – heiraten – aber wen denn?«

Heinrich sah die Entscheidung kommen. Er zog feierlich die Weste herunter und rieb sich wieder mit der flachen Hand das Genick. Wenn es kein Kavalier sein müsse, wenn sie einen einfachen Mann, der's ehrlich meint –

»Warum wollen Sie denn, daß die anderen Leut' heiraten? Sie haben ja auch noch nicht geheiratet.«

Sie fiel ihm mit dieser Frage mitten in die Rede und zerriß sein Konzept. Er schaute sie einen Augenblick verdutzt an. »Aber ich möcht' ja sehr gern – ich – ich hab' ja – in der letzten Zeit – ich wollt' g'rad –«

Johanna lachte: »Na, Ihr' Frau, die wird auch a Freud' hab'n, wann der Mann immer erst in der Fruh z'hauskommt.«

»Bitte sehr, ich bleib' ja net da im G'schäft – i geh' ja fort –«

Johanna riß die Augen auf. »Was?! Sie? Sie geh'n fort von da? Ah, nicht möglich!«

Heinrich war befriedigt von der Sensation, die er erregt hatte. »Gelt, da schau'n S'? – Freilich geh' ich fort – ich möcht' mich ja selbständig machen. Wann der Mensch in die Jahr' kommt, möcht'

er doch sein eigener Herr sein – .« Er deutete wieder mit vager Handbewegung im Zimmer umher. »Das da ist doch nicht für immer –«

Johanna wurde nachdenklich. »Nein, da haben S' recht – das ist net für immer.« Der praktische Sinn, der aus diesen Erklärungen sprach, hatte sie ergriffen.

»Draußen in Dornbach ist mir a Wirtsg'schäft an'tragen wor'n. Natürlich muß man erst was d'raus machen. Zum Frühjahr könnt' i's übernehmen; da ließ ich's dann herrichten, fein ausstatten, a schöner Garten ist auch dabei, und wenn ich die Schramm'ln spielen laß' oder im Winter Bälle geb' im Saal, dann geh'n mir meine Herrn da, die was mich jahrelang kennen, alle außer.« Er deutete mit dem Finger, als wollte er sie durch die Wände hindurch zeigen.

Johanna hatte interessiert zugehört. »Na, ich wünsch' Ihnen viel Glück,« sagte sie dann, »es wird schon gehen«.

Heinrich war jetzt im Zuge. »Warum denn nicht? I versteh ja mei' G'schäft. Nur a Frau – – – Seh'ns, Fräulein Johanna – wenn ich so a Frau krieg'n könnt' wie Sie – das wär' mir recht, so was könnt' ich grad' brauchen – so was Feines, wissen S', was Besseres – und so was Gemütliches! Ueberlegen S' Ihnen's vielleicht.«

Er schwieg erwartungsvoll.

Johanna warf ihre Zigarette in ein Weinglas. Es war ganz still, und man hörte, wie das Feuer darin verzischte.

»Geh'n S', Heinrich, bringen S' mir jetzt an schwarzen Kaffee – –«

»Gleich, bitte!« Er war nun wieder ganz Kellner, wie er sofort leise und gemessen hinausschritt.

Johanna sah ihm mit ernsten Augen nach. Etwas halb Vergessenes erwachte in ihr. Das Gedächtnis an die heimatlichen Vororte, das in ihr geschwiegen, während sie bei den vornehmen Leuten gelebt hatte und von ihrer Eleganz wie mit einem feinen Email überzogen ward. Die Erinnerung an die niederen Häuser da draußen, an die dumpfen, engen Stuben, in denen sie aufgewachsen, an die weiten Höfe, wo sie Holz hackte, Wasser trug und mit den Buben spielte, an die dunklen Torbogen, in

denen sie als junges Mädchen von den Bäckergehilfen und Fleischerburschen gedrückt und geküßt wurde, an die Bauplätze und Felder, wo sie im Gras gelegen, wenn sie abends mit einem ihrer Geliebten von den Heurigschenken kam. Es sprach etwas Altbekanntes aus dem Manne, der in dem lichten Kabinett da vor ihr gestanden. Dieser braune, aufgedrehte Schnurrbart unter der kecken Stumpfnase, die feschen, mit Pomade gestrichenen Edelknaben-Sechser an den Schläfen, die fidelen kleinen Augen und der gewalttätige rohe Mund, der ihr energisch von der Tüchtigkeit redend erschien; wie etwas Familiär-Vertrautes grüßte es sie aus diesem Antlitz, in dessen Mienen sie leichter zu lesen vermochte als in den Zügen jener anderen, welche sie seither umarmten. Und zugleich war auch etwas von der gewissen Noblesse an ihm, die sie ja selbst angenommen hatte und die ihr zum Bedürfnis geworden war. Die weiße Hemdbrust mit den goldenen Knöpfen, der moderne, gutsitzende Stehkragen, aus dem sein roter, kraftvoller Nacken hervorquoll, dann seine gezügelten, runden Bewegungen, eine Art von Würde in seiner Haltung, seinem Gang, die an den alten Herrn Kugler erinnerte und an die behagliche Sicherheit wohlhabender Menschen.

*

Heinrich eilte mit der kleinen Mokkatasse durch den Korridor. Er servierte den Kaffee, wie man ein Geschäft verrichtet, das man nicht mehr nötig hat und dessen man sich nur noch aus Güte annimmt. Er sah schon das Gasthaus in Dornbach, »sein Gasthaus!«, und Johanna mit ihrem blonden Kopf und dem vollen, lachenden, roten Gesicht an der Schankkasse. Es war ihm, als könnte es keinen besseren Platz für sie geben, als wäre sie dort draußen erst wirklich zu Hause. Und er empfand es wie einen Triumph, sie dorthin zurückführen zu können, wie eine Heimkehr aus vielen, reichen Eroberungen. Er dachte das nicht mit klaren Worten, aber er dachte an die erstaunten Gesichter, mit denen man sie empfangen würde, an das Ansehen, das sie beide mit ihren Erfahrungen, mit ihren Bekanntschaften und mit ihrer Ueberlegenheit sich verschaffen könnten. Er mußte lächeln, als er an den geschlossenen Türen vorbeischnitt. Wie die alle staunen werden, die da drinnen sitzen, wenn sie das erfahren. Wie man sich drängen wird, die Johanna als Wirtin zu sehen, ihre Freunde und ihre Freundinnen. Er berechnete im Fluge den Kundenkreis,

zu dem ihnen die Beziehungen Johannas verhelfen würden, und er mußte wieder lächeln.

Er öffnete leise die Tür und stellte seine Tasse nieder. In den Blicken, mit denen sie sich begrüßten, lag schon ihre junge Intimität. Mit dem Gespräch von vorhin hatte sich bereits etwas zwischen ihnen ereignet, das sie verband, es war jetzt, da sie sich nach wenigen Minuten wiedersahen, zu einem gemeinsamen Erlebnis geworden, das sie einander näherbrachte.

»Na – wie is'?'« flüsterte er, während das Geschirr in seiner Hand noch leise klirrte und er die Gläser beiseite schob, um Platz zu schaffen. Johanna lächelte. Da begann er wieder, ihr seine Pläne auseinanderzusetzen, und jetzt hörte sie ihn freundlich an, stimmte zu und fand neue Vorschläge, auf die er mit sachlichem Ernst erwiderte, und aus ihren Reden sprach ein gegenseitiger überzeugter Respekt, sprach die unverhohlene Anerkennung, die sie einander entgegenbrachten, über ihr tüchtiges, klug angewendetes Leben. Und nun war alle Scheu zwischen ihnen vorüber. Sie spürten, wie sie einander so leicht und rasch verstanden, aus jedem Wort die enge Verwandtschaft, die sie immer verknüpft hatte, erst in der Jugendzeit und dann hier in ihren Berufen. Wie mit einem Ruck gaben sie die Formalitäten der vornehmen Welt auf, bei deren Amusement sie so lange bedientet gewesen.

Heinrich lag mit beiden Ellbogen über dem Tisch, den Kopf ganz nahe bei ihrem Antlitz, und redete auf sie ein. Er hatte die Teller und Schüsseln beiseite geschoben, auf diesem Tisch, an dem er sie zwölf Jahre lang bedient hatte, während sie hier mit den anderen gesessen und fröhlich gewesen.

Er griff nach ihrer weißen Hand, auf der die kostbaren Steine vieler Ringe glänzten – »Geh'n S' weg,« sagte sie und entwand sich ihm – »so weit sind wir noch gar nicht –«

Vom Korridor her schrillte der befehlende Ruf der elektrischen Glocke. Da beugte er sich vor, spähte mit kurzem, diebischem Blick zu dem feinen, rosigen Pagengesicht des Schlafenden in ihrem Schoß hinab, dann griff er sie an ihren vollen Armen und über den schlummernden jungen Aristokraten hinweg küßte er sie rasch, wie sie einst draußen unter den dunklen Torbogen eilig und verstohlen geküßt wurde.

Erhebungen über Barbara Liebhardt.

Kein Mensch hätte jemals an diese alte Geschichte gedacht. Als sich aber der Magistratsbeamte eines Abends von seinem Freunde, dem Kunstgärtner, zwei Gulden ausleihen wollte, ergab sich alles Weitere gleichsam von selbst. Der Kunstgärtner Liebhardt sagte nämlich: »Nein, ich kann nicht!« Und Herr Schober konnte seine Bestürzung nur mühsam verbergen. Deshalb sah sich Herr Liebhardt zu einer Aufklärung veranlaßt und begann die Geschichte seines Unglücks zu erzählen. Alle Leute, die man um Geld anspricht, erzählen sofort die Geschichte ihres Unglücks.

»Sie sind halt noch ein junger Mensch, Herr Schober,« sagte der Kunstgärtner. »Sie wissen freilich nicht, was das heißt, so ein Geschäft führen. Diese Lasten ... das Risiko ... und was mich am meisten verdrießt, daß ich bis heute noch der alten Schachtel die Leibrente zahlen muß ...« Er holte tief Atem; dann betonte er, als sei es eine boshafte Pointe: »Gewisse Leute wollen eben nicht sterben.«

Herrn Schober tat es um die zwei Gulden herzlich leid und er machte ein nachdenkliches Gesicht. Der Kunstgärtner aber, der sich grübelnd in eine starke Erbitterung versetzt hatte, begann plötzlich: »Die stirbt überhaupt nicht; was ich Ihnen sag', die lebt ewig! ... Hören Sie an: Im Jahr Sechzig hat sie die Gärtnerei mein' Großvater übergeben. Mein Großvater war nämlich ein G'schwisterkind von ihr. Kaufen hat er das Geschäft und den Grund nicht können, so haben s' halt eine lebenslängliche Rente ausgemacht ... leider ... das war schön dumm von ihm.« Wie aber Herr Schober beipflichten wollte, ließ der Kunstgärtner den Großvater nicht im Stich, sondern entschuldigte ihn: »Reden S' nicht! Die Tant' Barbara war damals siebzig alt, wer hätt' denn so was denken können? Na, und im Jahr Neunundsechzig ist der Großvater g'storben, da hat mein Vater die Gärtnerei geerbt. Aber natürlich, die Rente war weiter zu bezahlen. Und im Jahre Siebenundachtzig, wie dann mein Vater die Augen geschlossen hat, da bin *ich* drangekommen. Das sind jetzt auch schon siebzehn Jahr' her; aber die Alte lebt noch immer, und ich muß zahlen.«

»Wie alt ist denn Ihre Frau Tant'?« erkundigte sich Schober.

»Das ist doch leicht zu berechnen. Vierundvierzig Jahr' zahl'n wir die Rente, siebzig war sie dazumal, wird sie halt jetzt hundertundvierzehn Jahr' alt sein ...«

Herr Schober beruhigte den Kunstgärtner und meinte, die Sache könne ja doch jetzt nicht mehr lange dauern. Aber Herr Liebhardt zeigte sich von jeglicher Hoffnung verlassen: »Gehn S' mir weg,« rief er aus, »die lebt länger als wir alle ... und wenn s' gleich heute stirbt, das Geschäft ist doch schon fünfmal überbezahlt.«

Auf dem Heimweg war Herr Schober zu sehr deprimiert und von seinen Geldsorgen zu sehr in Anspruch genommen, um der alten Frau zu gedenken. Als er am nächsten Morgen wieder im Rathause saß, fiel ihm ein, daß mit einer Hundertvierzehnjährigen unbedingt etwas zu machen sei. Vor allem eine Photographie für das Extrablatt. Dann ließe sich vielleicht eine kleine Feier veranstalten. Wenn der Bürgermeister davon erfährt, kommt er gewiß und hält eine kleine, gemütliche, spaßige Ansprache. Der Magistratsbeamte Schober wußte, daß der Bürgermeister, um seine Popularität zu mehren, gern zu solch bescheidenen Familienfestlichkeiten in die Vorstadt ging. Er wußte, daß der Bürgermeister diese frommen, patriotischen und witzigen Ansprachen dazu benützte, um die Leute zu ermahnen, dem lieben Gott und dem Kaiser für alles zu danken. Bei Drillingstaufen, goldenen Hochzeiten, Dienstbotenjubiläen, überall erschien der Bürgermeister und sagte: Da könne man wieder sehen, wie jeder treu zu Gott und dem Kaiser halten müsse.

»Wo haben S' denn das wieder aufg'stierlt?« fragte der Bürgermeister gutmütig Herrn Schober, der alles berichtet hatte, worauf der Herr Magistratsbeamte bemerkte, daß er sich auch außerhalb des Bureaus um die Bevölkerung kümmerge. Der Bürgermeister meinte: »Ich werd' halt eine Ehrengab' bewilligen lassen.« Und mit seiner bodenständigen Gemütlichkeit fügte er hinzu: »Ich kann ja nicht mit leere Händ' zu dem alten Weiberl kommen ... Natürlich müssen Sie«, so schloß er, »zunächst genaue Erhebungen pflegen.«

Herr Schober begann die alte Frau, der er so viel bürgermeisterliche Huld verdanken sollte, als seinen persönlichen Schutzengel anzusehen; und er leitete die Erhebungen ein.

Zu diesem Zwecke suchte er den Kunstgärtner wieder auf und fragte ihn nach der Adresse der alten Barbara. Als Herr Liebhardt vernahm, was im Werke sei, wurde er ganz gerührt. Die Aussicht, als Vertreter der Familie den Herrn Bürgermeister begrüßen zu dürfen, in der Zeitung zu stehen und vor anderen Geschäftsleuten so ausgezeichnet zu sein, begeisterte ihn, und er meinte etwas unklar: man könne an der alten Tante sehen, von was für einem Guß so eine hiesige Familie sei. Dann machte er sich erbötig, Herrn Schober zur Barbara zu begleiten.

Es war ziemlich weit draußen, in einem niederen, alten Haus. Sie mußten über einen Hof gehen, in dem Kinder spielten. Dann klopfen sie an eine weiße, niedere Glastür. Der Vorhang wurde zur Seite geschoben und ein altes, verrunzeltes Frauenantlitz lugte mit scharfen blauen Augen hervor. Als endlich geöffnet ward, stand ein schiefgebogenes Mütterchen vor ihnen und zeigte ein schüchtern neugieriges Gesicht.

»Ganz rüstig ist sie noch,« flüsterte Herr Schober.

Der Kunstgärtner aber lächelte: »Das ist ja gar nicht die Tant' Barbara, das ist ja das kleine Annerl ...«

»... Das kleine Annerl ...?«

»Natürlich. Das junge Dienstmadel, was die Tant' damals zu sich g'nommen hat, damit sie eine Pfleg' hat und eine kräftige Person im Haus.«

Das kleine Annerl stand dabei, schiefgebogen und fast taumelnd vor Müdigkeit des Alters; und wie Herr Schober sie verduzt ansah, merkte sie sein Staunen, und mit ihrer dünnen, jappenden Stimme sprach sie ihn an: »Freilich, vor achtundvierzig Jahren hat s' mich g'nommen.« Schober murmelte etwas von treuen Diensten, und da fuhr die Annerl leiser und vertraulicher fort: »Wissen S', sie hat mir versprochen, ich erb' was, wenn sie stirbt, eine Ausstattung erb' ich, hat s' mir damals versproche ... aber natürlich,« sie lächelte, »mit'm Heiraten is nix mehr ...«

Liebhardt meinte vorwurfsvoll: »Da sehn Sie, wie die Alte ist ... da könnt' so ein Madl lang warten.« Und sie traten in das Zimmer.

Mitten in der sauberen, hellen Stube saß die alte Barbara auf einem harten, steiflehnigen Stuhl und schaute zum Fenster hin, wo rote Fuchsien in der Sonne blühten. Herr Schober wollte sich

in eine andächtige Stimmung versetzen. Hundertundvierzehn Jahre! wiederholte er leise immer wieder bei sich und starrte die alte Barbara an. Aber als er sah, daß sie ganz schmal und knochenmager sei, erschrak er, denn er war wehleidig, und der Anblick solch äußerster Gebrechlichkeit schmerzte ihn körperlich, irgendwo an einer Stelle seines eigenen Leibes. Das weiße Tuch, das die Alte wie einen Umschlag um die Stirn gebunden hatte, erweckte ihm die peinliche Vorstellung von beständigem Kopfweg; und als er bemerkte, daß die greise Barbara eine wirkliche, ganz rosarote, nur von einzelnen weißen Haaren überzogene Glatze hatte, war er völlig entnervt. Aber er hielt sich vor, daß ja trotz alledem der Bürgermeister zu dieser alten Frau kommen werde, und da hatte er das dunkle Gefühl, als müsse auch er ihr seine persönliche Ergebenheit ganz besonders bezeigen. Deshalb machte er denn, wie er so vor ihr stand, zwei tiefe, außerordentlich korrekte Verbeugungen. Herr Liebhardt aber hatte sich vor der alten Barbara aufgepflanzt, die Arme in die Seiten gestemmt, und betrachtete sie mißbilligend, kopfschüttelnd, verwundert, wie man einen zwar bekannten, aber unbegreiflichen Unfug kopfschüttelnd betrachtet. »Na, wie geht's Ihnen?« rief er laut, doch ohne nennenswertes Wohlwollen.

Barbara beachtete ihn nicht. Ihr hatten die zierlichen Verbeugungen Schobers ungemein gefallen, weshalb sie ihre Aufmerksamkeit dem Magistratsbeamten zuwendete. Schober sah mit Entsetzen, daß dieses Antlitz einem kleinen, vertrockneten, gelbbraunen Quittenapfel glich. Er dachte, daß dieser offene Mund, dessen Zunge nach den zahnlosen, roten Kiefern tastete, aussehe, als ob er von Blut erfüllt sei; und er wußte nichts zu sagen.

Wie nun Herr Liebhardt jetzt wieder anfing: »Sie, haben S' g'hört? Wie's Ihnen geht?« nahm dieses kleine, stumpfe Gesicht einen beleidigten Ausdruck an. Die alte Barbara tat, als ob sie den Kunstgärtner nicht sehen würde, und sagte, in die entfernteste Zimmerecke spähend, mit einer zornigen, greisen, umschlagenden Stimme:

»Es bleibt alles, wie's ist ... nein, nein ... was einmal abgemacht ist, das bleibt.«

Herr Liebhardt winkte abwehrend mit der Hand: »Es nimmt Ihnen keiner was. Hören S' jetzt auf mich, was ich Ihnen erzähl':

Der Bürgermeister wird zu Ihnen kommen. Wir veranstalten ein Familienfest und Ihr Bild muß in die Zeitung – verstehen S'? Weil Sie so viel alt sind ...«

Barbara ließ ihren Kopf sinken, faltete die Hände und ihre Lippen bewegten sich lautlos.

»Was hat sie denn jetzt wieder?« erkundigte sich Liebhardt.

»Beten tut sie!« erklärte Annerl!

»Lassen Sie s'. Ihr ist halt immer so bang. Da kann man nix machen. Was wollen S' denn überhaupt von ihr?«

Der Kunstgärtner setzte nun ausführlich auseinander, welches Glück bevorstehe, und Herr Schober glaubte jetzt mit seinen Erhebungen beginnen zu müssen. Auf's Geratewohl fragte er: »Seit wann ist sie denn verwitwet?«

Annerl bellte ihn an: »Verwitwet? Die war ja nie verheiratet! Ein kleines Kind hat s' einmal g'habt, soviel ich weiß, aber ein' Mann hat sie nicht g'habt, niemals ...«

»Ein Kind ...?« sagte Herr Schober gedankenlos.

Liebhardt zuckte die Achsel: »Mir scheint ja ... ich hab' einmal was reden g'hört davon.«

»Was g'hört?« Annerl ereiferte sich. »Wenn S' was wissen wollen, fragen S' nur mich. Mir hat sie oft genug erzählt davon ... alles hat s' mir erzählt ... Gelten S' ja?« wandte sie sich jetzt zur Barbara. Die aber saß still da und hatte ihre offenen, tränenden, erloschenen Augen auf die blühenden Fuchsien gerichtet.

»Das mit dem Kind, was?« rief Annerl lauter.

»Hellichter Tag ist ...« sagte Barbara mit ihrer zitternden wie im Schluchzen umkippenden Stimme und starrte vor sich hin.

Annerl kümmerte sich jetzt nicht mehr um sie. »Ein Fiakerkutscher war er,« erzählte sie Herrn Schober, »nämlich der Vater von dem Kind, und dann wie die Franzosen 'kommen sind, haben s' ihn zu die Soldaten g'nommen.«

»Die Franzosen?« Herr Schober lachte. »Nach Wien sind doch keine Franzosen 'kommen ...«

»Aber ja!« Annerl bellte lauter und höher. »Sie hat mir's ja erzählt, ich werd's doch wissen. Das Kind war noch gar nicht auf

der Welt, wie er hat fortmüssen.«

»Wer?«

»Der Fiakerkutscher ... er hat s' ja heiraten wollen, aber bei Aspern ist er g'fallen, verstehen S'?«

»Bei Aspern ...« wiederholte Herr Schober für sich, und begriff langsam: »Ah so – aha –«

Das weiß man aus der Schule ... Weltgeschichte ... Napoleon ... Schlacht bei Aspern ...

Annerl fuhr indessen fort: »Ja ... und ein Jahr drauf ist das Kind g'storben, nur ein paar Monate ist es alt g'wesen. Da ... schau'n S' her, wenn Sie's nicht glauben.«

Dann schwenkte sie ihren verbogenen Körper zum Schubladenkasten, zog ein Fach heraus und hielt ein paar vergilbte Papiere in der Hand.

Der Magistratsbeamte las: ... der neunzehnjährigen, unvermählten Barbara Liebhardt, daselbst, geboren ein Knabe ... Getauft Anton ...« und er lächelte: »Das ist sehr gut. Da seh' ich wenigstens, daß die G'schicht mit dem Alter stimmt. Ganz genau stimmt's.« Er war mit seinen Erhebungen sehr zufrieden.

Das kleine Annerl hielt die Papiere jetzt der alten Barbara vor das Gesicht: »Der Totenschein ...« bellte sie freundlich; »von Ihr'm Kind der Totenschein, gelten S' ja?«

Barbara lächelte eine Sekunde das vergilbte Blättchen an. Dann schaute sie wieder erwartungsvoll auf Herrn Schober, als sei sie auf eine neue Verbeugung begierig. Gleich nachher aber fiel ihr kleiner verschrumpfter Kopf gegen die Lehne, und es war, als schwimme alles vor ihren erloschenen, wunden Blicken, die Menschen und die Blumen am Fenster und der helle Tag draußen und die Fernen der Vergangenheit.

Herr Schober meldete am nächsten Tag dem Bürgermeister: »Das Alter von hundertvierzehn Jahren ist richtig, wie ich genau erhoben habe. Denn wie ihr Kind geboren ist, war sie zwanzig Jahre alt.«

»Was für ein Kind ...?« fragte der Bürgermeister.

Schober berichtete, was er wußte, mit großer Exaktheit. »In der Schlacht bei Aspern, sagte er, »in der Napoleon vom ruhmreichen

Erzherzog Karl besiegt wurde, ist der Kindesvater gefallen. Das Kind selbst ist 1810 gestorben. Damals war die Barbara Liebhardt zwanzig, folglich zählt sie heute hundertvier ...«

»Ja, mein lieber Freund,« sagte der Bürgermeister, »was glauben Sie denn eigentlich? Sie werden mir doch nicht zumuten, daß ich so einer, die ein lediges Kind hat, extra noch zum Geburtstag gratulier' ...«

Herr Schober stammelte: »Aber das Kind ist ja tot, beinah' hundert Jahre lang ist es schon tot ...«

Da erhob der Bürgermeister seine schallende, populäre Stimme: »Ob das Kind tot ist oder lebt ... die Mutter ist ein gefallenes Mädchen, weiter nichts; verstehen Sie? Eine Gefallene! Das sollte doch ein städtischer Beamter wissen, daß wir nicht für die freie Liebe da sind. Merken Sie sich das. Wir sind da, um die Sittlichkeit in der Bevölkerung, die Frömmigkeit und die Treue zu unserem angestammten Herrscherhause hochzuhalten.« Und weil er sah, wie Herr Schober erbleichte, wurde er wieder gemütlich: »Aber was ist Ihnen denn da eing'fall'n, Freunderl? ... ein Madl, die mit ein' Fiaker ein Kind g'habt hat ... sind S' doch g'scheit ...«

In einem auffallend gemessenen Schreiben machte der Magistratsbeamte Schober dem Kunstgärtner Liebhardt die Mitteilung, »daß infolge des durch die gepflogenen Erhebungen bekanntgewordenen Lebenswandels der Barbara Liebhardt von einer Teilnahme an der Feier des hundertvierzehnten Geburtstages derselben amtlicherseits Abstand genommen werden müsse«.

Der Kunstgärtner bekam einen Wutanfall: »So ein Frauenzimmer, so ein nichtsnutziges,« rief er aus, »was die einem für Schand' macht! Der muß man doch einmal sagen, wieviel es g'schlagen hat.« Er begab sich gleich im ersten Zorn zur alten Barbara, aber wie viel er auch sprach und erklärte, es war vergebens. Sie verstand ihn nicht.

Wenn Gott will.

Im Gewühl des Hofballes begab es sich, daß der französische Botschafter für eine Weile neben dem neuernannten Minister v. Kleefeld zu stehen kam. Der Botschafter hatte den Minister bisher nur ganz flüchtig kennengelernt, sah ihn heute zum zweitenmal und redete ihn verbindlich an.

»Es gibt keinen anderen Hof in Europa, der mit solch einer feierlichen Größe repräsentiert ...« begann er das Gespräch.

Der Minister blieb ein paar Sekunden still und nachdenklich, als prüfe er in seinem Geist diesen Ausspruch. Dann aber erwiderte er lächelnd: »Entschuldigen Sie ... was haben Sie gesagt ...?«

Der Botschafter war betroffen. Diese Phrase erschien ihm, nun er sie wiederholen sollte, von bleierner Schwere. Man dürfte in guter Gesellschaft, dachte er, nicht gezwungen werden, gewisse Höflichkeiten zweimal auszusprechen. »Ich meine,« sprach er laut, »dieses Fest ist herrlich ...«

Der Minister lächelte: »Selbstverständlich ... sehr richtig ... aber mir ist heiß.«

Jetzt schwieg der Botschafter; und der Minister fuhr fort: »Mir is' sonnisch heiß ... mein Ehrenwort ...«

Eine neue Pause entstand. Dann neigte der Minister sich zu dem Botschafter und flüsterte vertraulich: »Is Ihnen auch so heiß, Exzellenz?«

Da wurde der Botschafter völlig ratlos und betrachtete den Minister genauer. Diese dürre Greisengestalt war vom goldgestickten Frack prunkvoll umschlottert. Die Bänder zweier Großkreuze überquerten faltig diese eingesunkene Brust und das schmale, weißbärtige Köpfchen wackelte hin und her, als sei es nur lose an der goldenen Uniform befestigt worden. Ein demütig lächelndes Antlitz mit einem unbestimmbaren Ausdruck und mit nirgendwohin gerichteten Blicken. Das linke Auge war erloschen und schien vorquellend den Fußboden anzustieren, während das rechte Auge zu den Kronleuchtern emporblinzelte. Das Lächeln aber war gespenstisch. Es war ein stehengebliebenes Lächeln aus fernen Zeiten. Sein Inhalt, wenn es jemals einen besessen,

war längst verfliegen und verblasst. Dieses Lächeln war eingetrocknet wie ein grünes Blatt in einem alten Buch, es saß in diesem Antlitz wie ein Insekt in einem Stück Bernstein. Der Botschafter kam sich neben diesem Mann plötzlich sehr einsam und irgendwie gefährdet vor. Er spähte umher, und da schob sich eben ein befreundeter Diplomat im Gedränge vorüber.

»Sachsenstein!« rief der Botschafter. Aber er rief es, wie man um Hilfe schreit.

Der andere kam heran. Der Botschafter zog ihn lebhaft mit sich fort. Erst nach ein paar Schritten machte er halt, wendete sich um, zeigte auf den Minister und sagte: »Ich bitte Sie, lieber Sachsenstein, Sie sind ja hier zu Hause; erklären Sie mir den Mann dort ...«

Sachsenstein sagte höflich: »Einer unserer Minister ... von Kleefeld ...«

»Das weiß ich,« fiel der Botschafter ein; »aber ... erklären ... erklären ...«

Sachsenstein schaute prüfend zu dem Minister hinüber, wurde ein wenig verlegen und fragte: »Ich weiß nicht, Exzellenz, wie Sie das meinen ...«

»Nur ganz privat meine ich das,« erwiderte der Botschafter, »selbstverständlich nur privat ... nur weil ich in diesem Moment noch ganz perplex bin ... Ich habe mit dem Mann zu reden angefangen ... wenn Sie wüßten ...«

Sachsenstein lachte: »Na, so ungefähr kann ich mir's denken.«

»Ah, lieber Freund,« rief der Botschafter, »Sie haben doch auch etwas von der Welt gesehen; wir waren ja in Athen, in Kopenhagen und in Petersburg zusammen ... und bei uns in der Diplomatie ... also Sie wissen ja, es kommen einem schon merkwürdige Exemplare vor ... aber so was hab' ich doch noch nicht erlebt.«

»Ach, meine liebe Exzellenz,« meinte Sachsenstein, »er ist noch lange nicht der Schlimmste ...«

»Aber wie er redet ... haben Sie ihn reden gehört ...?«

»Gott ... eben ein einfacher Mann ... soll aber ein tüchtiger Büroarbeiter sein.«

»Sachsenstein ... sagen Sie mir nur, wie wird so jemand Minister ...?«

»Ich könnte Sie an einige Minister bei Ihnen zu Hause, in Frankreich, erinnern ...«

»Ach was, bei uns!« sagte der Botschafter wegwerfend.

Sachsenstein fuhr fort: »Dieser da ist freilich auf eine besondere Weise Minister geworden. Man hat ihn von klein auf dazu ausersehen. Es war gewissermaßen nichts dagegen zu machen ...«

Der Botschafter unterbrach ihn: »Ich verstehe ... er stammt aus einer eurer alten Familien.«

Sachsenstein schüttelte den Kopf: »Das wäre ja keineswegs sonderbar. O nein. Herr von Kleefeld ist selbst erst vor wenigen Jahren geadelt worden ... Sein Großvater war noch Tafeldecker hier bei Hof ...«

»Lakai ...?«

»Ja ... Lakai! Diese Leute haben durch Unglücksfälle ihr Glück gemacht.«

»Ich verstehe nicht ganz ...«

»Das ist ja auch nicht zu verstehen. Sehen Sie, Exzellenz, Peter Kleefeld, der Großvater, war also königlicher Tafeldecker. Ob er seinerseits ebenfalls von irgendeinem königlichen Bedienten abstammt, ist nicht erforscht worden. Jedenfalls ist ihm kein nennenswertes Unglück zugestoßen, und so mußte er schon Tafeldecker bleiben bis an sein Lebensende. Das heißt, man hat ihn wohl rechtzeitig pensioniert, wie dann sein Sohn ...«

»Das war der Vater des jetzigen Ministers?«

»Ganz recht.«

»Erzählen Sie doch, Sachsenstein ... aber nicht so langsam!«

»Ach, Exzellenz, es ist eine Anekdote, weiter nichts. Kein Schicksal, höchstens ein Bonmot der Vorsehung. Keine Entwicklung von Charakteren. Nichts. Der Hof war damals im Sommerschloß Marienburg. Sie kennen es? Erinnern Sie sich der langen Einfahrt zwischen hohen Taxuswänden? Also denken Sie: die Kinder der Hoflakaien laufen dort herum und spielen, obgleich

sie das eigentlich nicht tun dürfen. Auch der Sohn des Tafeldeckers springt dort umher. Eines Tages kommt die Equipage der Königin Christina angesaust ... bums, liegt der kleine Kleefeld unter den Rädern. Er schreit wahnsinnig, und das hätte von Rechts wegen ein Zeichen sein müssen, daß ihm nichts passiert ist. Es ist ihm auch weiter nichts geschehen. Das Gesicht ein bißchen zerschunden, die Hände vom scharfen Kies geritzt. Die Königin aber war maßlos erschrocken, sieht das Kind von Blut überströmt, gerät in Verzweiflung und fährt den Jungen schnell die paar Schritte in die Gesindewohnung. Besucht dann den Tafeldecker alle Tage, und der Kleine wird im Bett gehalten, damit der Glanz in dieser Hütte so lang als möglich währe. Am Krankenbett verspricht die gute Königin den Eltern, sie wolle für den Jungen sorgen. Der wird denn auch zu den Dominikanern ins Gymnasium geschickt, wird auf die Universität bugsiert, weil er aber den Doktor durchaus nicht erreichen kann ... Sie verstehen, nicht wahr? Kurzum, er wird Hofbeamter und endigt als Rechnungsrat erster Klasse, als ein Mann von sozialem Klang, geschmückt mit vierundzwanzig Orden. Da haben Sie den Aufstieg der Familie ...«

»Sie sprachen aber doch von mehreren Unglücksfällen?«

»Gewiß, das kommt ja erst. Das Ueberfahrenwerden war ja nur der Anfang. Nun sehen Sie, der Sohn des Herrn Rechnungsrates ...«

»... das ist der Minister ...?«

»Freilich. Der Enkel des Tafeldeckers, der Sohn des Rechnungsrates, der Herr Minister. Also, der Sohn des Rechnungsrates wird zum Gespielen des Prinzen Eberhard ausersehen. Man nimmt bei uns, wenn Aristokratenkinder nicht zu haben sind, ganz gern die Kinder von Hofbeamten für diese Dinge. Sie eignen sich denn auch vortrefflich dazu. Es sitzt ihnen gewissermaßen schon im Blut, daß sie ganz genau wissen, was ein Prinz ist, und daß sie so ein sicheres Gefühl für ihre eigene Stellung haben. Man nimmt also den jungen Kleefeld, weil er gerade so alt ist wie der Prinz Eberhard. Ein paar Jahre geht die Sache auch ganz gut. Freilich behaupten die Erzieher, unser Prinz Eberhard haben den kleinen Kleefeld niemals leiden mögen, habe immer geschimpft, der Bub sei ihm zu dumm. Aber es hilft nichts. Der kleine Kleefeld bleibt. Vielleicht gerade deshalb. Prinzen

dürfen sich ihren Umgang ja nicht wählen. Seine Königliche Hoheit nahmen deshalb die Gewohnheit an, den Sohn des Rechnungsrates zu prügeln. Teils zur Zerstreuung, teils aus Mangel an persönlicher Sympathie und Wertschätzung, teils auch aus angeborenen Herreninstinkten. Und wieder eines schönen Tages hatte der Prinz Eberhard eine herzige kleine Reitpeitsche, die er natürlich an seinem Spielkameraden probiert. Hat nun der Teufel seine Hand dabei gehabt, oder hat einfach das Glück des Hauses Kleefeld seines Amtes gewaltet, genug ... der Sohn des Rechnungsrates brachte ein Auge weniger mit nach Hause, als er des Morgens besessen, da er ins Schloß gekommen war ...«

»Daher also dieses starre Auge?«

»Jawohl, daher! Das Auge selbst ist ja allerdings erhalten geblieben. Aber es ist blind seit damals. Nur sind seit jener Zeit so viele Jahre vergangen, daß ich absolut nicht mehr weiß, ist es das linke gewesen, das jetzt immer zu Boden starrt, oder das rechte Auge, das beständig in die Höhe blinzelt. Jedenfalls, ein Auge war pfutsch, und man muß gerecht sein: das ist immerhin eine ernstere Sache als das bißchen Ueberfahrenwerden. Es war eine große Geschichte. Der Vater des Prinzen Eberhard, weiland König Adalbert, ließ den Rechnungsrat holen, tröstete ihn und versprach ihm, die Einäugigkeit solle den Jungen nicht hindern, dereinst Minister zu werden.«

»Ach soo ...?«

»Natürlich, Exzellenz. Der Herr Rechnungsrat hatte ja in diesen Dingen sozusagen schon eine Praxis. So kam sein Sohn nicht zu den Dominikanern, sondern ins adelige Knabenstift. Und die Doktorprüfungen wurden einfach bestanden. Man sagte den gestrengen Herren: Wissen Sie, das ist der junge Kleefeld, dem der Prinz Eberhard ein Auge ausgeschlagen hat. Man sagte das später im Ministerium; bei allen Gelegenheiten, bei allen Beförderungen. Immer hieß es: Der muß besonders berücksichtigt werden; dem hat der Prinz Eberhard ein Aug' ausgeschlagen. Oder man erklärte: Für den Kleefeld muß doch etwas geschehen, der hat durch den Prinzen Eberhard ein Aug' verloren. Und wie jetzt ein Ministerportefeuille zu vergeben war, brachte dieses Wort die Entscheidung.«

»Ich danke Ihnen, Sachsenstein. Jetzt verstehe ich alles. Aber ich muß sagen, ich finde, diese Anhänglichkeit des Prinzen Eberhard ... das ist ein schöner Zug.«

»Aber nein, Exzellenz. Sie irren sich. Anhänglich sind nur die Kleefelds. Das Nette ist ja, daß der Prinz Eberhard den Kleefeld heute noch ebensowenig ausstehen kann wie damals. Er ist ihm nur gnädig, verstehen Sie, aber er mag ihn nicht.«

»Sie haben recht, Sachsenstein. Es ist eine Anekdote.«

»Nicht wahr, Exzellenz? Andere Leute, die überfahren werden, oder denen man ein Auge ausschlägt, gehen kaputt. Diese aber werden Rechnungsräte und Minister. Das heißt nach der Butterseite fallen. Sehen Sie übrigens den jungen Offizier dort?«

»Den Generalstäbler?«

»Ja. Das ist der Sohn des Ministers Kleefeld.«

»Ah – und auf welcher glücklichen Weise ist *der* verunglückt ...?«

»Auf gar keine! Was denken Sie? Den hütet der Vater wie seinen Augapfel. Pardon – besser, wollt' ich sagen. So was war für den Sohn eines Tafeldeckers nützlich oder für den Sprößling eines Rechnungsrates. Aber der Sohn eines Ministers hat es doch wirklich nicht notwendig, auch nur einen Fingernagel zu riskieren, um vorwärtszukommen.«

Der Sänger vor dem König.

Für das Hofkonzert waren die Stuhlreihen in dem großen Saale hergerichtet, den man die Blaue-Adler-Kammer nannte.

Der König trat herein, und der Sänger, der schon neben dem Klavier bereit stand, verneigte sich tief.

Der Sänger hatte eine wuchtige Grenadiergestalt mit breiten Schultern. Er war etwa vierzig Jahre alt und im Auslande seit langem berühmt.

Der König war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, dünn, schmalschulterig und biegsam. Und er regierte erst seit zehn Monaten.

Voll Aufregung war der Sänger dagestanden und hatte diesen Augenblick erwartet, hatte mit leeren Blicken in den Saal geschaut, in dem die ganze Gesellschaft der Ankunft des Königs harrte. Das leise Rauschen seidener Kleider und geflüsterter Gespräche hatte auf den Sänger wie eine höfliche, aber furchtbare Drohung gewirkt und seine Erregung von Sekunde zu Sekunde gesteigert. Er dachte an gar nichts, denn die Beklommenheit füllte ihn derart aus, daß für Gedanken kein Platz mehr blieb. Er rang mit seinem Herzklopfen, hüstelte hinter geschlossenen Zähnen und befühlte mit kleinen, zaghaften Griffen seinen ausgeschnittenen Hemdkragen, ob der ihn nicht beengen werde, betastete dann heimlich seinen Frack und die Weste, ob da alles in Ordnung sei. Er spürte, wie ihm an der Stirn, dicht unter den Haaren, heiße Tropfen ausbrachen, und es fiel ihm ein: Darf ich mir denn vor dem König das Gesicht abwischen ... mein Taschentuch hervorziehen und mich abtrocknen ... vor dem König? Darüber grübelte er und sagte sich mit einem mutlosen Versuche, sich aufzumuntern: Warum denn nicht ...? wenn ich schwitze! Dann aber überhäufte er sich wegen dieser Eigenschaft, jedesmal in Schweiß zu geraten, mit bitteren Vorwürfen, und war am Rande der Verzweiflung.

Da kam der König herein; er ging wie auf den Zehenspitzen, ganz behutsam, mit einer schonungsvollen Hoheit, als wüsche er dringend, daß niemand vor ihm erschrecke. Sein junges Gesicht war ganz verschlossen, und seine grauen Augen schauten wie

verdeckt, als spähten sie hinter einer Schutzwehr nach den Leuten. Um seinen frischen Mund, den der kleine goldblonde Schnurrbart noch nicht beschatten konnte, war Schüchternheit und Uebermut zugleich, und ein studierter Ernst.

Während der König sich setzte und den Sänger aus seiner tiefen Verbeugung emportauchen sah, dachte er: Alle halten sie das Notenblatt mit beiden Händen vor den Magen, die Herren und die Damen, welche singen. Ich erinnere mich, daß schon mein Großvater darüber gesprochen hat; und einmal hat er diese Leute kopiert. Das war im vorletzten Jahr seiner Regierung. Wir haben alle sehr gelacht, wie er das getan und wie er die Augen verdreht und den Mund aufgerissen hat.

Jetzt war das feine Geräusch des achtsamen Niedersetzens der Gesellschaft, des Stuhlrückens und Kleiderraschelns vorbei, und die tiefe Stille des Saales lag jetzt vor dem Sänger wie ein unermeßlicher Abgrund, in den er seine Stimme schleudern, den er mit seiner Stimme ausfüllen mußte. Er verschleierte, heftig blinzelnd, die Angst seiner Blicke, hörte, wie ihm die dünnen, jammernden Klaviertöne voranliefen, riß noch den letzten Atemschluck in seine Brust und warf sich ins Bodenlose. Der König dachte: Richtig, verdreht auch der wieder die Augen. Kann man denn nicht anders singen ...? Und immer die Noten vor dem Magen ...? Vielleicht geht es wirklich nicht anders ... Aber er schaut ja die Noten gar nicht an ... er weiß ja alles auswendig ... wahrscheinlich könnte doch einmal einer was vergessen ... das wär' dann eine schöne Blamage, wenn er keine Noten bei sich hätte.

Der Sänger dachte unter der Arbeit seines Liedes, in einem *Denken*, das ganz bedeckt und überflutet war vom *Singen*: ich zittere ja ... das ist entsetzlich ... ich habe keinen rechten Glanz im Ton ... Herrgott, es muß gehen ... mit diesem Lied hab' ich immer noch den meisten Erfolg gehabt ...

Der König dachte: Das hat der Onkel Friedrich Eberhard immer gesungen ... ich grolle nicht ... ein ganz hübsches Lied ist das ... o ja, ... diese Stelle da ist sogar sehr hübsch ... der Onkel Friedrich Eberhard hat bei dieser Stelle immer so getrillert ... wirklich, es ist ganz gut, dieses Lied, aber übertrieben ... alle diese feinen Konzertlieder sind so übertrieben ... Und wie der Mensch die Augen verdreht ...

Der Sänger gewann ein ruhiges Atmen: es war doch nur die große Aufregung, dachte er ... schließlich kein Wunder, zum erstenmal vor dem König ... na ja ...

Der König betrachtete ihn: ... ein Riesenmensch ist das ... meiner Schätzung nach muß er um zweieinhalb Zentimeter größer sein als mein Türsteher. Mindestens um zweieinhalb ... wenn's nicht drei Zentimeter sind ... Ich glaube nicht, daß ich mich irre ... ich habe ein sicheres Augenmaß ... Er schwitzt ... schrecklich, wie der Mensch schwitzt ... das kann ich nicht leiden ... aber, ich grolle nicht ... Das sollte ich ihm eigentlich nachher sagen: Sie schwitzen, aber ich grolle nicht. Na, das darf ich wohl kaum. Schade.

Der Sänger begann ein Trinklied, und mit dem ersten Ton spürte er: Jetzt hat meine Stimme den rechten Glanz, jetzt los ...!

Der König horchte auf: Ah, das ist ein fröhliches Stück ... das ist recht ... Und eine schöne Stimme hat der Mensch ... eine sehr schöne Stimme ... nun, er ist ja ein großer Künstler, wie es heißt ... Der Graf Marberg hat auch eine schöne Stimme, aber ich glaube, er ist kein Künstler ... genau weiß ich es nicht ... ich weiß eigentlich nicht recht, woran das liegt, und wo da der Unterschied steckt.

Der Sänger schaukelte seine volle Kraft in seiner Stimme, ließ sie emporschnellen und schmetterte den Schluß wie einen Jubelschrei zur Decke, und seine innerste Regung war: Gott sei Dank!

Der König dachte: Er sieht wie ein Leibkutscher aus, wenn man's genau nimmt. Aber das zuletzt hat er sehr brav gemacht ... Und er applaudierte.

Es kam ein Liebeslied, und der Sänger begann seine Leidenschaft zu entfalten. Der König schlug die Augen nieder: Wie peinlich ist das ... diese überspannten Sachen ... und warum tut er denn so, als ob er das alles jetzt wirklich glauben würde, und als ob das sein Ernst wäre, und als ob er jemanden damit meinen möchte, irgendeine Dame ...? wie peinlich ...! Der König sah den Sänger an: Mein Gott ... ganz verliebte Augen macht er, und wackelt mit den Schultern und schneidet Gesichter ... das ist indiskret ... das kommt ja beinahe so heraus, als ob er mir da seine geheimsten Erlebnisse erzählen würde ... er sollte sich

schämen ... einfach ekelhaft ...! Der König schlug die Augen nieder, und es schien, als leide er: Ich finde, ein Mensch, der Manieren hat, darf in dieser Art nur vor seiner Geliebten singen ... oder vor seiner Frau ... warum muß ich denn gerade jetzt zu solchen Sentimentalitäten aufgelegt sein ...? und selbst, wenn ich es wäre, und möchte zufällig an eine Dame denken, die ich gern habe, dann würde ich mich doch vor dem Menschen da genieren ... Ich finde, solche übertriebenen Lieder müßte einer ganz einfach heruntersingen ... mit Anstand ... mit Reserve ... »da, meine Herrschaften, ist das Lied, so und so ... und da geb' ich noch die nötige Wärme her in meiner Stimme ... aber sonst bin ich ein Herr im Frack, der in guter Gesellschaft singt ...« Aber was der macht, das ist einfach zudringlich ... eine unpassende Vertraulichkeit ... Wenn *das* die Kunst sein soll, nun, dann danke ich bestens ...

Zuletzt wurde der Sänger dem König vorgestellt, und während er sich aus seiner tiefen Verbeugung erhob, überlegte der König: Was soll ich ihm denn sagen? Wie er dann dem Sänger in das feiste, glatte Antlitz sah, dachte er: Warum macht er denn jetzt auf einmal diese Komödiantenmiene ...? Und warum spitzt er so süß den Mund ...? Will er denn mit mir kokettieren ...? Und der König stand mit einem Ausdruck von Schüchternheit in den Augen vor dem Sänger. Endlich sagte er: »Sie haben eine sehr schöne Stimme ...«

»O Majestät ...« hauchte der Sänger.

Gequält sprach der König weiter: »Es war ein genußreicher Abend für mich ...«

»Majestät, diese Gnade beglückt mich tief ...« Der Sänger drohte zu zerfließen und der König versuchte schnell abzulenken: »Sie scheinen eine vortreffliche Schule genossen zu haben ...«

Der Sänger verdrehte die Augen: »Majestät, ich vergöttere meinen Lehrer ...«

Der König dachte: Er ist gewiß ein Künstler, aber ich kann mit ihm nicht sprechen ... ich rede Unsinn ... und ich werde noch etwas Taktloses sagen ... genug!

Er nickte kurz. Ein mühsames Lächeln flog über sein junges, befangenes Gesicht: »Ich danke Ihnen.«

Nachher saß der Sänger im Gasthaus und unterhielt sich mit seinen Freunden: »Es war ein großer Triumph ... ja, das war es ... der König, wollt ihr wissen? ... Reizend, sage ich euch, ein reizender junger Mann ... aber schließlich, ein Mensch, wie wir alle, wie ich und du, nicht wahr? ... und von Kunst ...? Wißt ihr, was er mir gesagt hat? ... Unter uns ... Kinder, ganz unter uns: Ich muß eine gute Schule gehabt haben ... Was meint ihr? Und dafür gibt man nun sein Bestes hin ... sein Heiligstes!

Der Ernst des Lebens.

Der junge Gefangene trat so ungestüm in die Kanzlei, daß der Schreiber, der demütig über seinen Akten saß, erschrocken auffuhr und die beiden Aufseher von der Tür her in das Zimmer sprangen, als gelte es, jemanden vor Gewalttat zu retten.

Nur der Direktor des Zuchthauses blieb ruhig hinter seinem Pulte sitzen, im Armstuhl zurückgelehnt, und blickte dem Sträfling entgegen, der jetzt dicht vor dem Schreibtisch angelangt war, seine Hände darauf stützte und sich verneigte.

»Ich muß mit Ihnen sprechen ... ich halte das nicht länger aus ... ich kann nicht ...«

Der Direktor blieb bewegungslos. Er hatte stolze Beamtenaugen, die stets wie aus einem sicheren Gehege hervorspähten, prüfend und unnahbar. Mit diesen Augen blickte er jetzt nach den dreisten Händen, die sich auf seinen Schreibtisch gestützt hatten, und sein altes, blankes Gesicht nahm dabei den Ausdruck gekränkter Mißbilligung an. Aber der junge Gefangene merkte nichts davon. Er bebte am ganzen Körper in einer außerordentlichen Erregung, die ihn offenbar, stärker als er, durchschüttelte, und der er das Sprechen erst mit großer Kraft abringen mußte. Er keuchte deshalb ein wenig und bemühte sich, seinen galoppierenden Atem, der ihm mit jedem Laut durchgehen wollte, zu bändigen: »Es ist ... nämlich ... also einfach ... ewig hier sitzen, immerfort, ... das kann ja gar nicht sein!«

Der Direktor fuhr fort, die aufgestützten Hände zu betrachten, und sagte mit einer kleinen, aber ungewöhnlich festen Stimme: »Ich dachte, Sie haben einen Wunsch ...?«

Der Sträfling sah ihn betroffen an. »Einen Wunsch? ... Ich will ... Ja ... es kann nicht unabänderlich sein, ... ich meine, für immer ...«

Die kleine, feste Stimme sagte unvermittelt: »Den Mord haben Sie ja begangen, das Urteil ist rechtskräftig ... Woran zweifeln Sie denn noch?« Diese Sätze klangen völlig rein. Jedes Wort fiel gleichsam einzeln in das Zimmer, wie Glaskugeln, die man nacheinander zu Boden wirft. Der Schreiber und die beiden

Aufseher blickten fromm zur Erde, und es war, als habe jemand ein Kunststück ausgeführt.

Aber der Gefangene gestikulierte lebhaft und abwehrend. »Das ist albern, ganz albern! Da soll ich still sein? Lebenslänglich? Ist denn die Sache so einfach, was? Ist sie Ihnen so klar wie der helle Tag?« Und er deutete mit einer weit ausholenden Armbewegung zum Fenster hin, durch das die Frühlingssonne hereinkam.

Der Direktor hob den netten Bleistift, den er zwischen den Fingern gedreht hatte, ein wenig empor und sagte mild: »Sie dürfen hier nicht keck sein. Was wollen Sie also?«

Noch immer schaute der junge Mann durch das Fenster ins Freie. Er war vorhin, als er, den hellen Tag anrufend, zum Fenster geblickt hatte, plötzlich verstummt, wie vor einer Erscheinung. Jetzt stand er da, die Hände vor der Brust gefaltet, und flüsterte: »Herrgott, wie schön ist's draußen ...« und obwohl er das nur ganz leise sagte, vernahmen es doch alle in der weiten Amtsstube ganz deutlich und blickten rasch hinaus auf die Wiesen und auf den Wald, der blühend von ferne stand.

Es klang nicht witzig, sondern strafend, wie der Direktor nun zu reden anfang: »Hoffentlich haben Sie sich nicht vorführen lassen, um mir mitzuteilen, daß schönes Wetter ist.« Weil aber keine Antwort kam, schreckte er den Gefangenen aus der Versunkenheit mit dem Rufe: »Sie können gehen!«

Jetzt sammelte sich der junge Mann wieder, zog seine Jacke zurecht, strich sich über die Stirn und sagte aufwachend: »Gehen? Ich habe ja noch nicht ...«

Der Direktor warf den Bleistift auf den Tisch: »Ich dachte, Sie wollten eine wichtige Aussage machen ... für andere Dinge hab' ich keine Zeit.«

Der junge Mann senkte den Kopf und antwortete zögernd, halblaut: »... es weiß ja kein Mensch, warum ich es getan habe.«

Nun beugte sich der Direktor ein wenig vor und nahm eine feierliche Miene an: »Wollen Sie es vielleicht jetzt sagen ...?« Und da er erkannte, daß der Jüngling, der fassungslos vor ihm stand, mit einem Bekenntnis rang, sprach er eindringlich: »Wenn Sie glauben, daß ein bisher nicht bekannter Umstand geeignet wäre,

Ihr Schicksal zu erleichtern, allerdings ... wenn Sie Ihre unbegreifliche Tat jetzt erklären, vielleicht ... ich kann das ja nicht vorher wissen.« Und dann setzte er nach einer Pause hinzu: »Ein junger Mann aus vornehmer Familie, unbescholten, sogar hoffnungsvoll ... es ist natürlich rätselhaft ... und dazu war der Professor Biber Ihr Freund, der Freund Ihres Hauses ... Sie sollten schon um ihrer Eltern willen ...«

Der Gefangene zuckte bei diesem Namen; dann aber, als streife er etwas von sich ab, sprach er mit Entschiedenheit: »Er war niemals unser Freund! Niemals! Und mich hat er gehaßt. Aus Niedrigkeit, aus Neid.«

Der Direktor sagte mit erhobenem Zeigefinger: »Sie sollten doch nicht so über den Toten ... gerade Sie ... und übrigens, ein so berühmter Mann wie der Professor Biber ...«

»Jawohl! Er, der berühmte Mann, er, der gefeierte Arzt, der große Professor, der Mann der Arbeit ... nennen Sie ihn doch, wie Sie wollen ... aber er hat mich beneidet und gehaßt. Schon wie ich ein kleiner Bub war, schon damals ... das heißt, damals hat es angefangen. Er war mein Hauslehrer. Ein armer Student. Alles Gute haben wir ihm erwiesen, und immer hat er uns gehaßt, mich und meinen Bruder, und eigentlich uns alle ...«

»Damit dürfen Sie nicht kommen,« unterbrach ihn der Direktor kopfschüttelnd. »Sie haben einen unserer berühmtesten Aerzte niedergeschossen wie einen Hund; – einen hervorragenden, fast möchte ich sagen, einen unersetzlichen Mann.« Die feste, kleine Stimme sprach das mit einem leichten Vorwurf gegen den Gefangenen und mit viel Ehrfurcht vor dem Andenken des Ermordeten aus. »Und jetzt sagen Sie, er hat sie gehaßt: ja, warum denn?«

»Ach, aus tausend Gründen! Wenn wir in den Prater fahren, mein Bruder und ich, wenn wir ausgeritten sind oder auf die Jagd gingen, immer war er wütend, und immer war er stolz darauf, daß er arbeitet und nicht auf die Jagd geht.«

Der Direktor lächelte zum erstenmal: »Deswegen also? Und das sollen wir Ihnen glauben? Ein so makelloser Charakter, wie der Professor war, ein solcher Ehrenmann ...«

Der Gefangene stieß einen leichten Schrei aus: »Ehrenmann?« Und er trat wieder an den Schreibtisch heran: »Wissen Sie,

daraus, daß er ein Ehrenmann war, hat er immer eine Beleidigung für andere gemacht. So ist er gewesen. Und dann: Das war einer von denen, die mit den Stiefeln in der Hand nach Wien gekommen sind und die dann glauben, man darf gar nicht anders nach Wien kommen.« Der junge Mann sprach in heftiger Bewegung, aber er hatte einen ganz gesellschaftlichen Ton angenommen: »Sein drittes Wort war: Mit einem Gulden im Sack bin ich aus Bielitz nach Wien gekommen. Oder: Der Ernst des Lebens! Oder: Ich danke alles meiner Arbeit! Und solche Dinge; und das hat er mir jeden Tag wiederholt. Und wie er dann endlich Doktor wurde, und bei uns ein Souper war, ihm zu Ehren, und statt sich in seinem Toast an Papa zu wenden, hat er richtig alles noch einmal gesagt, das von dem Gulden, den er aus Bielitz mitgebracht hat, daß er alles sich selbst verdankt, das von der Arbeit, und vom Ernst des Lebens ... und ähnliche Geschmacklosigkeiten ...«

»Hören Sie,« sprach der Direktor, »das sind lauter hochachtbare Gesinnungen.«

Eilig pflichtete der Gefangene bei: »Gewiß, gewiß! Nur soll man niemanden damit belästigen. Und überhaupt, was kann denn ich dafür, daß ich nicht ...? Ah!« er unterbrach sich heftig, »... eine Hauslehrernatur ist er gewesen und ist es geblieben, als Professor und als Regierungsrat, und später, wie er dann selber in den Prater fahren konnte, hat er mich gehaßt um der Mühelosigkeit willen, mit der ich vom Anfang an alles hatte, und deshalb, weil ich – wie er sagte – diese Dinge als selbstverständlich nahm.«

Der demütige Schreiber wandte sich um und maß den jungen Mann, der schlank und zwanglos in der Mitte des Zimmers stand, mit ehrfurchtsvollen Blicken. Der Direktor aber sagte scharfsinnig: »Aus alledem ersehe ich nur, daß Sie selbst einen langjährigen Haß gegen den Professor Biber hegten. Das verbessert Ihre Sache keineswegs.«

»O nein!« Der junge Mann legte die Hand auf das Herz und sah freimütig den Direktor an. »Was ich Ihnen jetzt sage, hab' ich selbst erst in jener Stunde erfahren ... damals, als es geschah. Da wurde mir alles auf einmal so klar, wie ich es jetzt sage. Denn vorher hatte mich sein ganzes Wesen nur hier und da nervös gemacht. Ich fand ihn taktlos. Ich dachte manchmal, seine

Manieren ließen zu wünschen übrig. Als ich erwachsen war, bereitete es mir oft geradezu ein Vergnügen, wenn ich mit ihm in Streit geriet.«

»Sie haben also von jeher mit ihm gestritten?«

Der junge Mann machte eine wegwerfende Handbewegung. »O nein, das waren nur so Wortgefechte. In aller Freundschaft.« Dann sagte er plötzlich mit großer Sachlichkeit: »Wollen Sie sich gefälligst besinnen, Herr Direktor, daß kein einziger von den Zeugen aussagen konnte, Professor Biber und ich seien verfeindet gewesen oder hätten auch nur auf gespanntem Fuß miteinander gestanden.«

»Worüber haben Sie also mit ihm gestritten?«

»Ach, es war nichts. Vielmehr glaubte ich damals immer, es sei ohne Bedeutung. Wenn er mich elegant gekleidet sah, wurde er immer wütend. Was arbeitest du? fragte er mich jedesmal. Nichts! sagte ich darauf. Und jedesmal wurde er ganz blaß vor Aerger. Nichts? Dann fing es eben an. Er fluchte über die Drohnen der Gesellschaft ...«

»Wie sagte er?« forschte der Direktor interessiert, »die Drohnen ...«

»Jawohl. Er liebte die Phrasen. Ich aber erklärte ihm, ich wolle niemals etwas arbeiten. Es machte mir Spaß, ihm zu erläutern, daß kein Mensch freiwillig arbeite, vielmehr, daß alle nur danach strebten, nichts tun zu dürfen. Ich meinerseits sei nun durch einen glücklichen Zufall so weit, und ich wolle das Leben genießen. Das sei einfach das Höchste, das Beste.«

Der Direktor blickte sich im Zimmer um und sagte feierlich: »Müßigkeit ist aller Laster Anfang.«

»Ganz recht,« fiel der Gefangene ein, »das war sein drittes Wort, woher wissen Sie das? Und dann: der Ernst des Lebens ...« Er hielt inne. »Der Ernst des Lebens ... das ist es dann gewesen ... Dieser Zwei-Kreuzer-Ausdruck war es ...«

»Also deswegen?«

»Ich meine nicht das Wort allein, sondern alles, was für ihn und für mich dahinter lag.«

Bei diesen Worten zog der Direktor die Uhr, blickte aufmerksam darauf nieder und sagte mit seiner kleinen, festen Stimme: »Sie müssen die Sache jetzt endlich erzählen – genau so, wie es sich zugetragen hat. Ich habe nicht soviel Zeit. Und überhaupt ist das Ganze bisher einfach unverständlich.«

Es wurde ganz still. Der junge Mann rieb sich die Augen und seufzte tief.

»Ich erinnere mich noch ganz deutlich. Am Abend vorher war bei uns ein großer Ball gewesen und ich hatte mit Klara getanzt ...« Er schwieg.

»Wer ist das, Klara?«

»... Ach, nichts, nichts! ... Gehört gar nicht hierher ... genug davon ... Ich erwähne es nur, weil alles damit anfang. Ich wollte sie noch einmal auffordern, da wurde sie von ihrer Mutter geholt und mußte nach Hause gehen. Ich weiß es noch sehr genau, wie betroffen ich darüber war, daß ich mich eher erleichtert fühlte, nicht länger tanzen zu müssen, und doch hatte ich es so gewünscht.« Wiederum schwieg er eine Weile, dann sagte er: »Es war ein Moment so großer Müdigkeit, wie ich keinen je erlebt hatte. Am nächsten Morgen ging ich aus. Spazieren. Eigentlich wollte ich reiten, aber ich fühlte mich wie zerschlagen. Und dann war da zwischen den Schultern ein Schmerz. Nein, kein rechter, wirklicher Schmerz, nur ein wehes Gefühl, bis tief hinein in die Brust, und eine leichte Bangigkeit dabei. Ich ging über den Graben, dann den Kohlmarkt hinauf und wunderte mich, daß ich nichts sehen und mich mit nichts anderem beschäftigen konnte, als mit dem Unbehagen da zwischen den Schultern. Dann fiel mir jener Augenblick von gestern abend wieder ein, und da ich eben nur zwei Schritte von Bibers Haus entfernt war, kam ich plötzlich darauf, daß es gut wäre, rasch einmal zu ihm zu gehen und mich untersuchen zu lassen. Ich dachte weiter an nichts, als ich die Treppe hinaufstieg.

Er empfing mich sogar recht freundlich, und mir wurde gleich wieder besser in seiner Nähe. So viel Vertrauen hatte ich zu ihm. Wir sprachen über unseren Hausball, denn auch er war dagewesen, wenn auch nicht lange. Er ging zeitig schlafen oder wurde gerufen, das weiß ich nicht mehr. Ein paar Minuten plauderten wir so über Dinge, die ich vergessen habe. Ganz

genau aber erinnere ich mich an jedes Wort, an jede Silbe von dem Moment an: Er unterbrach mich unversehens und meinte spöttisch, es freue ihn sehr, mich zu sehen, leider, leider aber verfüge er nicht so frei über seine Zeit wie ich; er sei ein Mann der Arbeit, könne sein Leben nicht genießen, so genußreich meine Gesellschaft auch wäre. Ich entschuldigte mich und erklärte ihm: Lieber Regierungsrat, ich bin gar nicht gekommen, Ihre Zeit zu stehlen. Es ist nur, weil ich mich ein wenig unwohl fühle.

Verlumpt, sagte er.

Möglich, erwiderte ich darauf, aber ich bitte, vielleicht schauen Sie mich doch einmal an.

Na, zieh dich aus! befahl er mir und nahm sofort seine wichtige Professorenmiene an. Dann, als er mich abgeklopft und ausgehorcht hatte, schwieg er, setzte sich an den Schreibtisch, und ich war gleich sehr bestürzt, als ich sein wütendes Gesicht erblickte.

Ja, was gibt's denn? Ich fragte das ganz schüchtern, und er wurde, vielleicht deshalb, brutal. Er suchte zum Scheine irgend etwas auf seinem Tische, hob den Briefbeschwerer und andere Dinge auf und stieß sie wieder heftig nieder. Unterdessen zog ich mich rasch an und wartete auf seine Antwort. Aber immer noch dachte ich nichts Schlimmes. Zuletzt stand ich wartend vor ihm, und da er meinen fragenden Blick sah, fuhr er mich an: Das sind nun die Folgen – jawohl! Was denn für Folgen, lieber Regierungsrat? Ich habe doch nichts getan. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: Das ist es eben. Weil du nichts getan hast! Du fragst, was für Folgen? Nun, die Folgen des vornehmen Müßigganges, hja! – Ich versuchte einen Scherz: Ach, schimpfen Sie jetzt nicht, helfen Sie mir lieber, sagte ich lächelnd. Er wandte sich zornig ab und stieß hervor: Dir ist nicht mehr zu helfen. Und sehen Sie, Herr Direktor – ich erschrak ein bißchen, aber ich faßte mich gleich wieder, und ich glaubte ihm nicht. Vielleicht habe ich auch den Kopf geschüttelt und ihn damit gereizt; kurzum, er schrie mich an: Jawohl! Das ist der Müßiggang, die Arbeitsscheu! Aufgerieben hast du dich im sogenannten Lebensgenuß, verpraßt und verpfuscht! Nun begriff ich zwar, während er redete, daß ich recht krank sein müsse, aber ich begriff auch, wie unpassend es sei, einem Kranken so harte Worte zu geben. Der Aerger faßte mich und ich erwiderte spitzig. Schreien Sie nicht so, ich kann

mich ja noch bessern – wenn ich weiter nichts tun soll, als arbeiten und schäbige Kleider tragen, dazu ist's immer noch Zeit. Da wandte er sich voll zu mir und sagte mir plötzlich geradeaus ins Gesicht: Nein – es ist keine Zeit mehr –, weil du höchstens noch drei Monate hast. Damit du's weißt.

Er hatte kaum noch zu Ende gesprochen, da hatte ich schon tausend Dinge durchdacht. Es ist ja wunderbar, wie blitzartig unser Gehirn in solchen Augenblicken oft arbeitet. Zu Anfang Juni wird es sein, dachte ich, und zugleich sah ich unser Landhaus, und sah mich auf der Terrasse liegen und dachte an meinen Hochstand, wo ich immer Gensen schoß, und an den Tennisplatz in unserem Garten, und ich sah meinen Bruder weggehen, während ich liegenbleiben mußte; ich sah es deutlich vor mir, wie er mir die Hand gab, und hörte ihn Servus sagen, und sah sein Racket, und dabei sah ich unsere Mutter, die verweinte Augen hatte, und zwischendurch hörte ich noch genau, was der Professor Biber soeben zu mir sagte. Ich wußte, daß ich träumte, oder vielmehr, daß ich alles, was in seinen Worten lag, sofort unwillkürlich in lebendige Geschehnisse umsetzte. Es ist der Abschied, dachte ich bei mir, und ich schlug die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.«

Der junge Gefangene schöpfte tief Atem und hielt den Blick ins Leere gerichtet. Als überlege er jetzt erst alles aufs neue, sagte er nachdenklich: »Er hatte mich acht Jahre, oder waren es zehn? Jedenfalls, seit meiner Kindheit hatte er mich nicht weinen sehen. Er muß mich sehr gehaßt haben, sonst hätte ihn das rühren müssen. Ich wenigstens war von meinen Tränen sehr ergriffen. Mir erschienen sie als etwas so Ungeheuerliches, daß ich einen Augenblick glaubte, ich habe alles von mir abgewendet durch dieses furchtbare Weinen. Dann aber ergriff mich so viel Angst, daß meine Zähne aneinanderschlugen.

Natürlich, sagte er, Tränen, Schluchzen, keine Spur von Männlichkeit, kein Halt, keine Seelenkraft ... Ich dachte: im Juni wird es sein, und warum darf er es mir heute schon voraussagen – wie viele Stunden sind es von heute bis Anfang Juni? Drei Monate, das sind neunzig Tage oder zweiundneunzig? Zweiundneunzig mal vierundzwanzig, dann kommt der Abschied von allem. Und während ich solche Gedanken hatte und noch tausend andere, hörte ich ihn sagen: Kein Herz – keine

Seelenkraft – und gleich darauf fuhr er mich an: Weine nicht! Ich trocknete geschwind meine Tränen. Ganz plötzlich waren sie versiegt und gestillt. Er aber redete mich nun gütig an: Fasse dich, Paul, ich will dir jetzt nichts Böses sagen, du bist eben das Opfer deiner Erziehung.

Bei diesen Worten ergriff ich, mir selbst ganz unerwartet, den Revolver, der auf seinem Tische lag. Er mochte glauben, daß ich mich erschießen wollte. Aber über mich war eine merkwürdige Ruhe, geradezu eine Starrheit war über mich gekommen, die mich in Staunen setzte, der ich mich aber mehr und mehr hingab. Mir war, als stünde ich in einem eigenen, luftleeren, stillen Raum, abgesondert von ihm, der vor mir saß. Er blinzelte mich an. Ein wenig bewegt, aber auch ein wenig verächtlich, was ich sogleich bei mir feststellte.

Laß das gefälligst liegen, sagte er barsch und ärgerlich. Natürlich, das ist die *ultima ratio* – nicht wahr? Ich ersuche dich, leg' das Zeug nieder, schrie er mich an, ich bin kein Freund von noblen Szenen. Und sogleich fing er an, pathetisch zu werden. Sei ein Mann, rief er mir zu, sei endlich ein Mann! Hättest du den Ernst des Lebens jemals respektiert, du würdest jetzt dem Ende tapfer ins Auge blicken.

Schon wieder diese Phrasen, dachte ich. Aber ich muß es laut gedacht haben, denn er widersprach heftig: Das sind keine Phrasen. Es ist traurig, daß du jetzt noch so sprichst, wo dir die beleidigte Natur eine solche Lehre erteilt.

Ich aber lächelte, weil ich mir dachte: wie albern ist er, und weil es mich zwang, bei mir zu fragen: Wieso ist die Natur beleidigt? Wie kann die Natur beleidigt sein?

Sehr traurig, fuhr er mit erhobener Stimme deklamierend fort, daß du, statt dich mit der Wahrheit abzufinden, ihr entfliehen willst und zu dem da greifst.

Sie irren sich, sagte ich, und meine Stimme muß wohl sonderbar geklungen haben, denn er sah mich an, wie jemanden, den man zum erstenmal erblickt. Sie irren sich, mein lieber Regierungsrat. Ich will mich nicht erschießen.

Schön, dann leg' dieses Zeug da fort, redete er mir jetzt freundlich zu. Leg' es fort und setze dich, wir wollen einmal wie zwei Männer miteinander sprechen. Komm, Paul.

Einen Augenblick erreichte seine Güte mein Herz, dann aber beharrte ich auf meinen Gedanken: Wie konnten Sie nur glauben, fragte ich ihn, daß ich auch nur einen Tag freiwillig hingebende von den drei Monaten, die mir noch übrigbleiben, auch nur eine Stunde? Denken Sie doch, drei kurze Monate, bis Anfang Juni!

Mein lieber Paul, beruhige dich!

Ich bin ganz ruhig, sagte ich, und stand ihm dabei gegenüber, so wie ich jetzt vor Ihnen stehe. Er im Sessel, wie jetzt Sie, Herr Direktor, und ich vor ihm, zwischen uns beiden der Schreibtisch. Und ich war auch ganz ruhig. In mir war alles leer. Nur das eine Wort Sterben tönte immerzu in meinem Kopfe wie eine Glocke. Darüber hinaus aber ging mein Denken ganz von selbst, ganz unabhängig von meinem Willen; wissen Sie: wenn Sie einen Stich in die Ader erhalten, das Blut strömt und strömt und überrieselt Sie vollständig und färbt Ihre Wäsche, die Kleider, so geschah es mir. Irgendwo war eine Ader geöffnet worden, und da strömten die Gedanken eben hervor, und strömten und waren nicht zu stillen, und ich blieb machtlos; noch mehr: sie beherrschten mich gänzlich, überrieselten meinen Willen, färbten meine Handlungen – ich horchte nur, sah nur zu, erstaunt, neugierig. Ja, so war es. Sie werden mich jetzt lehren, sagte ich, wie man dem Tod mutig ins Auge schaut. Sie werden mich lehren, mein teurer Regierungsrat, wie ein Mann, der den Ernst des Lebens kennt, sich tapfer abfindet, und so weiter!

Ich bitte dich, Paul, laß deine Späße beiseite! Er schrie das mit einer Stimme, die ein wenig zu krähen anfing. Ich hatte diese Ermahnung und diesen krähenden Ton in Kinderzeiten oft von ihm gehört und ich erinnerte mich sogleich daran.

Sie waren mein Lehrer, bester Regierungsrat, sagte ich langsam, Sie werden mir diese letzte Lektion schon noch geben müssen, und zwar auf der Stelle.

Sprich endlich vernünftiger oder ...

Ich ließ ihn nicht zu Ende kommen und fuhr fort: Freilich müssen Sie rascher damit fertig werden als ich. Erstens, weil Sie es ja gewiß besser verstehen, und zweitens, weil ich nicht drei Monate warten kann.

Zum Donnerwetter, das Geschwätz, krähte er mir dazwischen, was meinst du eigentlich?

Ich meine, sagte ich, daß Sie in einer Viertelstunde sterben müssen.

Er sprang auf. Bist du wahnsinnig geworden?

Aber ich hob den Revolver und zielte auf ihn. Halt! rief ich so energisch, daß er stehenblieb, ohne sich zu rühren. Ich schieße, sobald Sie nur einen Finger bewegen! Ich gebe Ihnen eine ganze Viertelstunde.

Willst du mich ermorden? stotterte er.

Ich entsinne mich des merkwürdigen Umstandes, daß ich bei diesen Worten dachte: was für lächerliche Ausdrücke er doch jedesmal gebraucht. Zu ihm aber sagte ich: Es tut mir leid, ich hätte Ihnen mit Vergnügen eine halbe Stunde gegeben, aber mein Leben ist selbst so kurz, und da kann ich mich hier nicht so lange aufhalten.

Paul, laß dir sagen ... hör' mich ... aber weil er die Hand ausstreckte, rief ich wieder: Ich schieße! Dann fuhr ich gelassen fort: Sehen Sie, mein Teuerster, Sie sind mit mir im gleichen Falle. Plötzlich hat Sie da eine schwere Krankheit ereilt, und in einer Viertelstunde müssen Sie sterben, wenn der Zeiger dort auf halb steht – so wie ich in drei Monaten sterben muß.

Er begann zu schreien, allein ich hielt ihm den Revolver vor das Gesicht, daß er vor der Mündung des Laufes verstummte. Schonen Sie sich, ermahnte ich ihn. Sie dürfen nicht schreien, nicht klingeln, sich nicht bewegen, sonst kann der Tod sofort eintreten. Ja, selbst wenn jetzt jemand unversehens diese Tür da öffnet, dann sterben Sie augenblicklich. Sehen Sie, von solcher Art ist Ihre Krankheit. Und weil er gänzlich erstarrt vor mir stand, setzte ich noch hinzu: Also fassen Sie sich! Raffen Sie den Ernst des Lebens zusammen, ordnen Sie Ihre Angelegenheiten; kurz, benehmen Sie sich so, wie sich nach Ihrer Meinung ein echter Mann benimmt. Ich will ein Beispiel haben. Ich muß eines haben! Ich gestehe, daß ich in diesem Moment einen unaussprechlichen Triumph empfand. Aber in Wirklichkeit dachte ich nicht daran, ihn zu erschießen. Ich fühlte weder Zorn noch Rachelust, sondern nur Befriedigung. Allein er reizte mich, indem er mir mit schrecklichen Gebärden zurief: Willst du zum Mörder werden?

Da kam mir zum erstenmal der Zorn: Sind Sie vielleicht nicht zum Mörder an mir geworden?

Paul! schrie er beinahe bittend, ich habe dich doch nicht krank gemacht. Ich bin ja nicht schuld daran ...

Ist es zu glauben, dachte ich bei mir, daß er so dumm sein kann? Und ich bemühte mich, ihm alles zu erklären: Von meiner Krankheit ist hier nicht die Rede. An der ist nichts gelegen. Wer aber gab Ihnen das Recht, mein ganzes künftiges Leben zu vergällen, und wenn es auch nur mehr drei Monate, ja, wenn's auch nur drei Tage mehr sind? Ich hätte gelitten, aber ich hätte gehofft, und ich wäre ahnungslos und fröhlich geblieben mit den anderen. Nur ein bißchen krank bin ich, das hätte ich mir gedacht, aber bis zum Sommer werde ich gesund sein. Und vielleicht wäre ich dann eines Tages in Meran oder Kairo gestorben, ohne es zu wissen, gerade in einem Moment, in dem mir am wohlsten gewesen wäre.

Ich habe dir die Wahrheit gegeben, sagte er, jedoch es klang nicht mehr so pathetisch und nicht mehr so zuversichtlich wie vorhin.

Macht Ihre Wahrheit gesund? fuhr ich ihn an. Habe ich Wahrheit verlangt oder Hilfe? Hilft Ihre Wahrheit? Und weil er schwieg, sagte ich unter dem Zwang eines neuen Gedankens: Vielleicht wäre das Sterben mit Qual zu mir gekommen. Vielleicht hätte eine dunkle Stimme mir in der letzten Stunde enthüllt, daß es zu Ende geht. Aber das wäre dann eben die letzte Stunde gewesen. Verstehen Sie? Verstehen Sie die Barmherzigkeit, die darin liegt? Und begreifen Sie jetzt endlich, was Sie mir getan haben? – Eine unermeßliche Traurigkeit erfüllte mich, und sinnend sprach ich weiter: Vielleicht sind wir in der schweren Stunde so voll Bereitwilligkeit, so müd' und satt des Daseins, daß uns die Todeskunde nicht mehr allzusehr schmerzt. Wissen Sie etwas darüber? Sie! Sie aber haben mich, jung, ahnungslos und frisch, wie ich zu Ihnen hereingekommen bin, aufs Sterbebett geworfen! Für drei lange Monate, für mein ganzes Leben!

Nun bemerkte ich, wie er blaß wurde. Voll Eifer begann er zu sprechen: Höre mich an, Paul, es ist möglich, daß ich es dir nicht hätte sagen sollen ... wenigstens nicht so schroff ... aber wir Aerzte, ... und dann ... ich kenne dich von klein auf ... ich dachte, ich bin es dir schuldig ... vielleicht glaubte ich ... siehst du ... vielleicht glaubte ich, du würdest jetzt ... aber es gibt Umstände ...

Mir fiel plötzlich ein Schleier von den Augen: Gar nichts wollten Sie, unterbrach ich ihn, ganz gedankenlos haben Sie es gesagt, um sich wichtig zu machen, ja, um sich wichtig zu machen; in Ihrer Roheit haben Sie es gesagt, aber reden wir nicht davon. Die Zeit vergeht. Sie haben nur noch acht Minuten.

Ich wiederhole, Herr Direktor, daß ich immer noch nicht daran dachte, ihm wirklich etwas zu tun. Ich war in meiner Starrheit mehr und mehr versunken und sprach ganz automatisch. Ich hörte mir selbst dabei zu und begann nur, ihn immer deutlicher zu sehen. Wenn ich es genau ausdrücken soll, mich fesselte unsere Unterhaltung, sie interessierte mich aufs äußerste, aber eigentlich ganz objektiv, und was ich selbst vorbrachte, setzte mich in Erstaunen. Ich vernahm es immer nur mit dem Ohr, wenn ich es schon ausgesprochen hatte, und war stets auf meine Worte und Einfälle begierig.

Plötzlich versuchte er, auf mich loszuspringen, und das störte mich sehr. Ich wurde wütend: Stehenbleiben! schrie ich ihn an, ich scherze nicht! Er blieb stehen, wie gebannt. Paul, keuchte er mir ins Gesicht, bedenke, was du tun willst!

Es ist bedacht, erklärte ich. Ich will sehen, wie ein Mann dem Tod ins Auge blickt.

Paul, flehte er mich an, besinne dich, denke, welche Schande du über deine armen Eltern bringst!

Denken Sie, welchen Kummer ich in drei Monaten über sie bringen muß, da zählt die Schande nicht.

Er drohte mir: Paul, du wirst gehenkt werden! An den Galgen kommst du!

Ich schüttelte den Kopf: man müßte sich beeilen, wenn er mich noch erschrecken soll.

Ein Verbrecher wirst du! Ein Verbrecher!

Das war mir zu albern. Sehen Sie denn nicht endlich ein, daß Sie mich von allen Gesetzen frei gemacht haben? Begreifen Sie denn nicht, daß mir nun alles erlaubt ist?

Nun erst befiel ihn verzweifelte Angst. Bisher hatte ihn die Sache aufgeregt, aber er hatte nicht daran geglaubt. Ich weiß das. Jetzt aber begann er, daran zu glauben und sich zu fürchten.

Lieber Paul, flüsterte er, und seine Stimme klang gebrochen. Ich appelliere an dein Gewissen. Jawohl, an dein Gewissen, das doch über alles gehen muß. Sieh mich an ... du weißt, wer ich bin ... ich will dir nicht sagen, daß ich noch jung bin, Paul; auch du bist jung, und trotzdem ... aber bedenke den Wert meines Daseins ... ich ... ich bitte ja nicht für mich ... nein, durchaus nicht für mich ... also es ist nicht meinetwegen, obwohl ... mit achtunddreißig Jahren ... aber denke daran, welche Dienste ich der Wissenschaft, der leidenden Menschheit ... der Menschheit ... der Menschheit ... Er sagte dreimal Menschheit und geriet ins Stammeln.

Mich geht die Menschheit nichts mehr an, sagte ich kalt. Ihre Dienste wird ein anderer verrichten.

Ein Rettungsgedanke schien ihm aufzuleuchten. Paul, um Gottes willen – ich kann mich geirrt haben, warte noch –

Wieder schnitt ich ihm das Wort ab. Das hätten Sie jetzt nicht sagen sollen, gerade das nicht! Uebrigens, Sie sind Ihrer Sache sicher – das wissen Sie so gut wie ich! Sprechen wir nicht mehr davon – Sie haben nur noch sechs Minuten.

Was nun geschah, trug sich in vier Minuten zu, denn ich gestehe, daß ich ihn zwei Minuten vor der Zeit getötet habe.

Er begann plötzlich zu kreischen. Sein Gesicht verzerrte sich. Er wurde grün und schlotterte an allen Gliedern. Er weinte und ich war erschüttert davon. Ein entsetzliches, ein pfeifendes, gebrochenes, wortloses Weinen; und so geschwind weinte er. Dann ging seine Stimme in ein Geheul über, heiser und klagend. Belästigt wollte ich die Waffe auf den Tisch schleudern und fortgehen. Ich dachte, man muß draußen glauben, ein Hund wird hier geprügelt. In dieser Sekunde schrie er mich an: Du Hund! Ich fuhr zusammen, aufs tiefste bestürzt. Aber er hatte die Sprache wieder erlangt. Du Hund! brüllte er. Du Bube! Du elendes Nichts! Du Geck! Du verdammter Müßiggänger du! In mir wurde es ganz still. Ich hielt ihm den Revolver vor das Gesicht, aber nur zur Abwehr gegen den Schimpf, den er mir entgegenschleuderte. Dabei sehnte ich mich weit weg aus seiner Nähe. Und er sprach immer fort, mit enormer Schnelligkeit, immer maßloser, immer unflätiger. Mir aber wurde es auf einmal offenbar: nur aus Haß hat er mir vorhin die Wahrheit gesagt. Nur aus einer alten, angesammelten Abneigung hatte er mich so an mein Grab

gestellt, und mit der Schadenfreude eines auf langer Lauer gelegenen Neides. Die Jahre, die ich mit ihm verlebt hatte, standen jetzt erhellt vor mir. Alles wachte in mir auf: der Gulden aus Bielitz, das Souper nach seiner Promotion, und bekam eine neue, eine richtige Bedeutung. Mir fiel jetzt der höhnische Blick ein, den ich abends vorher, als ich auf unserem Balle an ihm vorbeigetanzt war, von ihm aufgefangen. Er tanzte niemals. Dabei sprang plötzlich die Walzermelodie von gestern in mir auf, und drehte sich laut in meinem Kopf, daß ich sie mitsummen mußte. Ich sah, wie er einen entsetzten Blick nach der Uhr warf, wie er dann unvermittelt die Hände gegen mich faltete, und konnte mich des Walzers nicht erwehren. Einige Sekunden standen wir uns so gegenüber, und ich fürchtete mich vor ihm. Er rollte die Augen, schnappte nach Luft; die Tränen liefen ihm noch über die Wangen, aber wie eine Flamme schoß der Haß aus seinen Augen und versengte mein Mitleid. Nun belebte ihn ein neuer Einfall.

Schieß nur! Schieße! heulte er auf. Aber das sag' ich dir: Dein Blut wirst du ausspeien Tag um Tag und das Fieber wird dich ausbrennen und der Atem wird dir vergehen und deine Lunge wird dir verfaulen, ja, und spüren wirst du es, am Geruch wirst du es spüren, manchmal, und langsam, langsam wirst du ersticken unter solchen Qualen – oh, ich kenne das, ich kenne das sehr gut –, hundertmal wirst du sterben, wirst in Ohnmacht sinken, mit eisigem Schweiß auf der Stirn, wirst wieder erwachen. Warte, ich will es dir ganz genau sagen, wie du sterben wirst – von unten herauf; weißt du, mit klarer Besinnung, und hören wirst du, noch lange hören, wenn sie schreien: er stirbt, er stirbt ...

Ich schoß. Nur um es nicht mehr hören zu müssen, was mir bevorstand, schoß ich und rannte aus dem Zimmer, als ich ihn vornüber stürzen sah.«

Der junge Gefangene blickte mit verstörten Augen umher, als käme er eben erst wieder zu sich. Der Schreiber und die beiden Aufseher waren nach und nach ganz nahe herangetreten und nun fanden sich alle dicht um den Schreibtisch beisammen. Alle schwiegen.

Der Direktor drehte den netten Bleistift in den Händen und blickte unverwandt darauf nieder. Auf den Zehenspitzen begaben sich die Aufseher und der Schreiber zu ihren Plätzen zurück.

Dann begann der junge Mann wieder zu sprechen: »Das Gerichtsverfahren, meine Haft, meine Verurteilung – ich bekenne, es war mir eher eine Zerstreuung als ein Schrecken. Ich sehe ein, daß das schlecht ist, aber ich sagte mir, das hättest du alles niemals kennengelernt. Ich nahm es als ein unerhörtes, als ein seltenes und spannendes Abenteuer, eingesperrt, bewacht, verhört zu werden. Ich interessierte mich für die Menschen, die ich da kennenlernte. Das alles schien mir geeignet, mir über die schlimme Angst hinwegzuhelfen. Und am Tage half es auch. Nur des Nachts ...« Er senkte den Kopf.

»Ja, und dann,« fügte er leise hinzu, »dann glaubte ich auch, es sei nur gerecht, wenn mein Tod mit so viel Aufsehen verbunden wäre. Dieser ganze Aufwand an Interesse befriedigte mich und schien mir bei meinem Scheiden aus dem Leben angemessen. Auch hatte ich vor niemandem mehr Angst, ich war in meinem Sinn all diesen Strafen und Bestrafungszeremonien entrückt. Wie man zu sagen pflegt: unerreichbar für die irdische Gerechtigkeit.«

»Was wollen Sie jetzt?« fragte der Direktor, und wie aus einer Verschanzung hervor spähten seine unnahbaren Beamtenaugen nach dem Gefangenen.

Der schlug die Hände zusammen und preßte sie gefaltet vor die Lippen: »Um Gottes willen! Drei Monate habe ich den Tod erwartet und sie sind verstrichen. Ein halbes Jahr verging und ich blieb am Leben. Jeder neue Tag, der heraufkam, fand mich bereit und gefaßt, aber jeder Monat, der vorüberging, ließ die Lebenshoffnung in mir aufwachen. Und jetzt bin ich seit drei Jahren hier, und ich fühle es, daß ich nicht sterben werde.«

»Warum?« so fragte die kleine, feste Stimme, »warum geben Sie die Motive Ihrer Tat jetzt erst an?«

»Begreifen Sie mich,« flehte der junge Mann. »Damals glaubte ich, mir bleiben nur noch wenige Wochen, damals spielte ich mit dem Geheimnis, aber in meiner letzten Stunde, da wollte ich es sagen. So hatte ich mir's vorgesetzt und ließ alle nach den Gründen forschen, ob ich hatte stehlen wollen, ob eine Frau im Spiele war. Und damals glaubte ich: lebenslänglich, das heißt für mich ein paar Monate. Heute aber, heute weiß ich nicht mehr wie lange, wie viele, viele Jahre das Wort einschließt. Eins aber weiß ich, daß ich unfähig bin, es zu ertragen.«

»Eine Eingabe könnte gemacht werden,« sagte der Direktor zögernd, »wenn Sie es verlangen.«

»Ich verlange es! Ich verlange es unbedingt! Man muß mich umbringen oder freilassen.« – Er wandte sich dem offenen Fenster zu, durch das die Frühlingssonne hereinkam und der Duft frischgemähter Wiesen. Mit ausgebreiteten Armen stand er da.

»Führen Sie ihn ab,« sagte der Direktor, und der Schreiber begann sofort wieder, demütig über seine Akten gebeugt, zu arbeiten.

Mit großen Herren Kirschen essen.

I.

Der Fechter des Kaisers.

Einmal sagte Paetus, der über alle Gladiatoren gesetzt war, zu dem jungen Bassian: »Höre, der Kaiser wird morgen mit dir fechten.«

Da entgegnete Bassianus: »Soll ich in den Palast gehen, oder kommt der Kaiser zu uns in die Schule?«

»Weder das eine, noch das andere,« sagte Paetus. »Commodus wird in der Arena auftreten als ein Schwertkämpfer, wie du einer bist.«

»... Wie ich einer bin?«

»Ja ... oder wie Aemilius, oder wie Marcus ... genau so wie ein Schwertkämpfer wird der Kaiser morgen sein und wird vor allem Volke seine Kunst zeigen.«

Bassianus lachte.

»Es ist dumm von dir, daß du lachst«, meinte Paetus.

»Ich fürchte mich nicht,« sagte der junge Gladiator, und seine schönen braunen Augen lachten.

»Eben weil du dumm bist, fürchtest du dich nicht.«

Bassianus dachte eine Weile nach, dann wurde er wieder heiter: »... wenn ich aber meinen thrakischen Doppelhieb führe, fliegt das Schwert des Kaisers in den Sand ... Niemand kennt den thrakischen Doppelhieb außer mir ... ich habe ihn vom alten Narcissus gelernt ... und noch alle nach dieser Art besiegt ...«

»Es ist nicht von deinem thrakischen Doppelhieb die Rede, sondern davon, daß der Kaiser dich bezwingen will, da noch niemand dir widerstanden hat.«

»Mag er nur kommen,« rief Bassian, »sein Schwert fliegt in den Sand ...«

Paetus wurde ärgerlich: »Du mußt bedenken, Esel, daß es der Kaiser ist ...«

»Gewiß ... ich will ihm auch nichts zuleide tun ... aber sein Schwert rollt in den Sand ... verlaß dich darauf.«

Dann läßt dich der Kaiser eine Stunde später kreuzigen ... verlaß dich darauf,« höhnte Paetus.

Bassianus lachte nicht mehr.

Als er am nächsten Tage durch den dunklen Gang zur Arena schritt, kam ein vermummter Mensch an seine Seite und flüsterte ihm zu: »Wenn du den Kaiser tötest, sollst du zweihunderttausend Sesterzen haben und frei hingehen, wohin du willst.«

Der junge Fechter tastete erschreckt im Finstern nach der schwarzen Gestalt. Aber sie entwand sich ihm und floh.

Bassianus schüttelte den Kopf und trat durch das niedere Tor in das Tageslicht. Wie ein sanfter Donner grüßte ihn das Rufen der Menge.

Er stand dem Kaiser gegenüber und sah ihn jetzt zum erstenmal aus solcher Nähe.

›Ein Bürschchen,‹ dachte Bassianus, ›so schwächling wie mein jüngerer Bruder Antonius. Der arme Antonius könnte nie Gladiator sein.‹ Dabei lächelte er.

Der Kaiser aber blickte ihn mit drohenden Augen an. ›Was für eine weiße Brust er hat,‹ dachte Bassianus, ›und was für weiche Schultern, und was für schwache Arme.‹ Dabei lächelte er.

Die Tuben bliesen das Zeichen.

Der Kaiser sprang vor und begann mit seinem Schwert hitzige Hiebe zu führen.

Bassianus stand fest, hob sein Schwert nicht einmal, sondern ließ alle Streiche an seinem Schild abprallen.

Der Kaiser sprang zur Seite. Er versuchte, Bassian in die Flanken zu fallen. Der junge Gladiator machte eine Wendung, die kaum bemerkbar war, und überall, wo des Kaisers Schwert hinzuckte, traf es klingend den Schild des Bassian.

Jetzt machte der Kaiser einen Angriff. Bassian streckte sein Schwert vor und des Kaisers Klinge glitt daran ab. ›Diesen Angriff hat er von Paetus,‹ dachte Bassian. Er ging wenige Schritte vorwärts, klopfte mit der Schwertspitze auf den goldenen Schild

des Kaisers, fuhr daran vorbei, und im Nu hatte er an vier Stellen, am Halse, unter der Schulter, an der Brust und am Knie, den Leib des Kaisers mit dem Schwerte berührt; ganz leicht, beinahe streichelnd. Der Kaiser fühlte das kalte Eisen auf seiner bloßen Haut und erschrak. Bassianus lächelte ihm treuherzig zu. –

Von dieser Sekunde an gab es der Kaiser auf, drohende Blicke nach seinem Gegner zu schießen: er legte die kriegerische Miene ab und begann ihm zuzulächeln; fing an, ihn mit den Augen zu bitten.

Die Erinnerung an den vermummten Mann durchfuhr Bassianus wie ein Blitz. ›Wenn ich diesem Knaben da jetzt mein Schwert durch die Brust stoße ...‹ dachte er.

Der Kaiser sah ihn flehend an.

»Gleich Herr ...« flüsterte ihm Bassianus eilig zu. Es kam ihm beschämend und lächerlich vor, sich von diesem zappelnden Mann besiegen zu lassen. ›Er wird dich belohnen‹, dachte er und schaute in die mutlosen, bittenden Augen des Kaisers, ›er wird mich reich beschenken‹.

Einmal stand er noch, wollte im Angesicht des Volkes, das seine Kunst so oft bewundert hatte, nicht gar zu schimpflich unterliegen, hatte Angst, sie könnten, wenn er sich als Stümper erweise, die Daumen wenden. Der Kaiser fiel beinahe rücklings hin, als Bassianus seinem Angriff wie eine Mauer standhielt.

»Jetzt Herr ...« flüsterte er, streckte dem Kaiser sein Schwert entgegen, damit er darauf schlage. Und wie der Hieb fiel, tat Bassianus einen hüpfenden Tänzerschritt, als ob er ausglitte, und warf sich auf beide Schultern. ›Er wird mich belohnen‹, dachte er.

Lächelnd sah er zum Kaiser empor, ... der sich mit wutentbrannten Blicken über ihn beugte und ihm das Schwert in die Gurgel stieß.

Der junge Bassianus hörte noch das jubelnde Aufbrüllen der Menge.

II. Vicomte Tremilly.

Der Vicomte Tremilly mochte es keineswegs länger dulden, daß seine Gemahlin des Prinzen Geliebte sei.

Er vertraute den Entschluß seinem väterlichen Freund, dem Bischof von Avricourt, an, als sie beide eben zu Hofe gingen.

»Lassen Sie das«, meinte der Bischof. »Sie sind zu schwach gegen einen Prinzen.«

»Wenn das göttliche und menschliche Recht auf meiner Seite ist,« rief der Vicomte, »bin ich stärker als der König.«

»Sie irren sich«, sagte der Bischof einfach.

»Ich werde dem Prinzen diesen Spaß schon versalzen ...« rief der Vicomte.

»Man soll einem Prinzen niemals den Spaß versalzen ...« antwortete der Bischof.

Indessen kamen sie zu Hofe, wo alle Welt von dem großen Ball sprach, der für heute abend angesagt war.

Ehe der König eintrat, ging der Vicomte dicht an den Prinzen heran und sagte: »Euer Gnaden, ich will es keinesfalls länger dulden, daß meine Frau Ihre Geliebte ist.«

Der Prinz zog die Augenbrauen hoch, maß den Vicomte vom Haupte bis zu den Zehen und kehrte ihm dann den Rücken.

Der Prinz war neunzehn Jahre alt, die Vicomtesse zweiundzwanzig und der Vicomte vierundvierzig.

Die Vicomtesse war bezaubernd schön. Der Vicomte war ein wenig fettleibig. Und der Prinz war ein Prinz.

Als der König erschienen war, trat der Vicomte vor sein Antlitz und sprach: »Majestät, ich will es keinesfalls länger dulden, daß meine Frau einen Geliebten hat.«

Der König empfand diese Worte als eine Taktlosigkeit. Sie kamen ihm unbescheiden vor. Außerdem haßte er es, wenn man ihn am frühen Morgen mit verdrießlichen Dingen bedrängte. Er schaute zu seinem Neffen hinüber, der entfernt stand, schaute dann mit trüben Augen den Vicomte an und sagte: »Sie sind grausam, mein Herr.«

Der Vicomte nahm ein Papier aus der Tasche und überreichte es dem König: »Eure Majestät geruhen, diesen Befehl zu

unterschreiben, damit ich meine Frau zu den Ursulinerinnen schaffen kann.«

Der König blickte verstimmt auf das Papier. »Das wird meinem Neffen viel Kummer machen«, dachte er. Allein, es gab kein Mittel, den Vicomte abzuweisen. Die Ehemänner hatten um jene Zeit das Recht, ihre treulosen Frauen für Lebensdauer in ein Kloster zu sperren. Es war beinahe das einzige Recht, das sie noch hatten, und man konnte es ihnen nicht nehmen.

Der König unterschrieb.

»Sie sind sehr grausam, mein Herr«, sagte er, als er das Papier dem Vicomte zurückgab.

Alle Welt beklagte das Schicksal der schönen Vicomtesse. Man bestürmte die junge Frau, dem Ballfest heute abend fernzubleiben. Sie bestand darauf, in ihrem neuen Kostüm die Sarabande mit dem Prinzen zu tanzen. »Es ist mein Abschied«, sagte sie.

Der Vicomte tobte, als er das hörte, und faßte den Entschluß, seine Gemahlin mitten in dem Tanz, an dem ihr so viel gelegen schien, ergreifen und in das Kloster schleppen zu lassen.

Am Abend waren alle von der Anmut der Vicomtesse ergriffen, und von dem Reichtum ihres Kleides waren alle geblendet. »Welch ein Abschied«, sagte man, als die Sarabande begann und die Vicomtesse mit dem Prinzen zum Tanze antrat.

Schon nach der ersten Minute erschienen die Häscher des Vicomte. Die Musik brach ab. Drei Herzoginnen umarmten die schöne Vicomtesse, die in Tränen schwamm. Fünfzehn Gräfinnen umringten und liebkosten sie. Und der König schaute mit sentimentaler Miene zu.

Der Prinz stand ohne Regung und blickte entgeistert nach der Tür.

Da stürmte Herr v. Blancheville, ein Kavalier, der dem Prinzen heimlich verbunden war, in den Saal, stieß die Häscher beiseite und rief mit lauter Stimme: »Die Vicomtesse Tremilly ist vor fünf Minuten Witwe geworden ...«

Sogleich rief der Kammerherr des Prinzen: »... niemand hat jetzt das Recht mehr, diese Dame in ein Kloster zu sperren.«

Eine große Aufregung entstand, und einige von den Gräfinnen fingen schon an, die Vicomtesse zu beglückwünschen, weil sie auf so wunderbare Weise der furchtbaren Gefahr entronnen sei. Aber der König war herantreten, faßte die Vicomtesse an der Hand und sagte mit ernster Stimme: »Madame, ich spreche Ihnen meine Teilnahme aus. Sie haben einen großen Verlust erlitten.«

Die Vicomtesse verbeugte sich tief und bat, sich allsogleich zurückziehen zu dürfen ... »Meine Trauer steht zu sehr im Widerspruch zu diesem heiteren Feste«, lispelte sie.

Während ihr unten auf dem Schloßhof der Prinz in die Karosse half, sagte der Bischof von Avricourt, der vom Fenster aus mit etlichen anderen Herren hinunterschaute: »Dieser arme Vicomte ... ich habe ihn gewarnt ...«

Die Geliebte Friedrichs des Schönen.

Ein Tag im Mai war es, an dem Johanna von ihrem Bruder nach Mauerbach geleitet wurde.

In Weidlingau verließen sie die Eisenbahn, nahmen einen Mietswagen und fuhren die lange, ansteigende Waldstraße dahin. Die Sonne strömte mit sanfter Kraft durch das junge Laub, die Wiesen lagen da, wie von einem kindlichen Lächeln überbreitet. Und von den blauen Bergen ringsum kam ein zärtliches Lüftchen herabgeschwebt.

Der Hofrat sagte zu seiner Schwester: »Siehst du, wie schön es hier ist!« Er sagte es in einem Ton, als habe er die ganze Landschaft hier zurechtgemacht, als habe er persönlich den Frühling darauf veranstaltet, aus Großmut, um seiner Schwester willen.

Johanna schwieg. Ihre Augen blinzelten, der Sonne entwöhnt, und ein gedankenleeres Lächeln saß kümmerlich in all den lederbraunen Falten ihres Gesichtes.

Den Hofrat machte es diesen Vormittag unruhig, keine Antwort zu hören. Er begann dringender: »Die frische Luft hier draußen ... die wird dir gewiß gut tun ...«

Johanna merkte an seiner Stimme, daß sie jetzt etwas reden müsse. Gehorsam sagte sie: »Ja.«

Sie fuhren weiter und saßen schweigsam nebeneinander. Diese letzte Stunde erfüllte den Hofrat mit Ungeduld. Er wünschte, es solle schon alles erledigt und vorüber sein. Er malte sich's aus, wie das dann angenehm für ihn sein werde, allein im Wagen hier durch die Wälder zu kutschieren. Eine kleine Sehnsucht nagte und keuchte in ihm, nach dem überstandenen Abschied diese Rückfahrt zu genießen. Jetzt, in der letzten Stunde, war er ein wenig beklommen wegen dieser ganzen Geschichte. Daß er seine Schwester in das Versorgungshaus bringe, erschien ihm freilich noch immer als der einzige praktische Ausweg. Aber er war doch nicht mehr so ganz sicher. Sie hätte vielleicht trotz alledem bei ihm bleiben können, bis an ihr Ende. Er fühlte, daß er in die Gefahr geriet, von seiner Ueberzeugung abzufallen, dem

Beschluß untreu zu werden, den er mit seiner Frau zusammen gefaßt hatte und den er nun zu vollziehen im Begriffe war. Dabei empfand er irgendeine dunkle Erbitterung gegen Johanna. Warum hatte sie ihn auch in diese Lage gebracht? Es kam ihm vor, Johanna habe ihn durch ihr Altwerden, durch ihre Hilflosigkeit in diese Lage gebracht, und er empfand sie hier neben sich wie eine schwere Last, die ihm unschuldigerweise aufgebürdet war.

Johanna trug um ihre dünnen Schultern eine alte Mantille aus schwarzem Ternostoff, die an ihren Rändern mit schwarzen Glasperlen, freilich nur noch lückenhaft, besetzt war. Sie hatte diesen Prunk noch zuletzt von ihrer Schwägerin mit auf den Weg bekommen. Auf ihrem ordentlich glattgestrichenen, grauen Haar schaukelte ein alter Hut. Die Rosen und die Federn daran, entfärbt und zerknittert, nahmen sich aus wie eine verschollene Lustbarkeit aus fernen Tagen, die jetzt keinen Sinn mehr hatte. Dieser Hut war viele Jahre im Schrank der Frau Hofrat gelegen und sah heute, gerade wie Johanna, nach langer Zeit zum erstenmal wieder die Sonne, den Wald und den Lenz.

Johanna saß da, hatte die Hände im Schoße, blickte geradeaus und lächelte. Sie war befangen, denn das Alleinsein mit ihrem Bruder brachte die Ehrfurcht, die sie vor ihm empfand, in Erregung. Je länger sie an seiner Seite saß, desto mehr sammelte sich der Respekt in ihrem Gemüt, schwoll an und bedrückte sie. Dazwischen ging der Zeiger ihrer einstigen Pflichten noch immer weiter in seinem altgewohnten Kreise. Jetzt hätte sie das Kaffeegeschirr vom Frühstück abwaschen sollen. Es war die Stunde. Gestern hatte sie's noch getan. Und dann war jetzt die Stunde, in der das Mittagessen zugestellt werden mußte. Sie sah das heiße Wasser aufschäumen und Blasen werden, und in dem lauen Wind, der sie anhauchte, spürte ihr Erinnern den fetten, starken Geruch des siedenden Fleisches und den scharfen Kräuterduft des Grünzeugs, das verkochte. Heute war außerdem Donnerstag. Da mußte das Kupfer geputzt werden, Kessel und Pfannen, auch die Küchenbank, der Tisch und das Nudelbrett waren zu scheuern. Mit frischem Reibsand mußte das geschehen und mit ganz heißem Wasser, darin etwas Laugensalz gelöst war. Das biß in die Hände und die Haut rings um die Fingernägel sprang davon auf, aber schön sauber wurde das Holz. – Jetzt hatte sie nichts mehr zu tun, jetzt saß sie da in dem weichen

Wagen, indes die Stunden, die sonst mit allen möglichen Verrichtungen bis zum Rande gefüllt waren, leer und entfremdet vorbeirannen, wie entwertetes Gut zu Boden glitten. Alles, was früher, was gestern noch ihr Leben ausgemacht hatte, war jetzt wie ein Zifferblatt ohne Uhrwerk. Sie konnte es immer noch sehen, wo der Zeiger just stand, aber es hatte keine Wirklichkeit und keinen Gang mehr. Und daran zu denken, das war, als klopfte man an ein Haus, darin niemand mehr wohnt. Sie bekam ein wehes Gefühl. Dennoch lächelte sie beständig. Sie konnte nicht anders; sie mußte das Lächeln der Landschaft erwidern. Sie war zu schüchtern, um es nicht zu tun.

»Na, und die Ruhe hier, die wird auch sehr gut für dich sein ...,« redete der Hofrat.

Johanna hörte wieder, daß eine Antwort verlangt wurde, und sagte wieder: »Ja.«

Der Wagen kroch langsam über eine Wegbiegung hinauf. In geringer Ferne schimmerten Dächer.

»Das ist Mauerbach!« sagte der Hofrat erregt. »Ganz eingebettet im Grünen liegt es da.« Er sprach das, als stimme dies alles hier mit seinen Anordnungen überein. Und er sagte »eingebettet«, als wolle er damit den höchsten Luxus bezeichnen.

Die Straße lief aus dem Schatten in die volle Sonne, wurde blendend weiß und schmiegte sich die kleine, letzte Anhöhe hinauf. Ueber ein dunkles Gartengitter hinweg war blühender Goldregen geneigt, hing festlich und üppig herab wie neue gelbe Fahnenseide. Johanna wurde von der Sonne jetzt völlig übergossen, wurde bis ins Herz hinein von ihr durchwärmt, wurde von der sanften Glut gebadet und gelabt, und irgendeine winzige, vertrocknete Zuversicht begann sich in ihr zu regen.

Da stand der Wagen auf einem Vorplatz still. Eine große Linde gab breiten Schatten; ein majestätischer Torbogen wölbte sich zwischen grünen Zweigen und blauem Himmel; ein Hof lag hinter diesem Rahmen als ein Bild, Gänse und Hühner spazierten darin über Gras und Steine, und weiter noch dahinter schwang sich eine kurze Brücke über einen wild umbuschten Wassergraben zu einer Pforte hin, die braun und ernst war.

Auf dem Vorplatz saßen die Armenhäusler. Auf Bänken und an den Steinen saßen sie, ungesellig, einsam ein jeder. Alte Männer

humpelten durch den Torbogen, hockten auf den Bänken, manche von ihnen mit einem Ausdruck schmerzhafter Schwäche im bleichen Gesicht, kahlköpfige, zwerghaft gewordene Greise saßen da, weißhaarige, verhutzelte Weiber, den grünen Schirm vor den Augen.

Sie alle blickten jetzt auf Johanna, der ihr Bruder jetzt aus dem Wagen helfen mußte. Sie alle begriffen, daß es hier einen neuen Ankömmling gab, daß ihnen das Leben wieder einen verbrauchten, nutzlos gewordenen Menschen herausgesendet habe, daß jetzt wieder einmal solch ein morsches Gerümpel bei ihnen abgeladen werde, und sie schauten mit kalten, mißtrauischen, mit verächtlichen, mit gehässigen oder mit unsäglich gleichgültigen Gesichtern nach Johanna.

Die stand nun da, von der Sonne durchwärmt, mit der eben erwachten Zuversicht in ihrem Herzen, mit dem verblichenen, schaukelnden Rosenhut auf ihrem grauen Kopf, stand da, schiefgezogen in den Schultern, mit eingesunkener Brust. Mit einem ungeheueren Erstaunen und mit einem fernen Klang von Mädchenhaftigkeit in der Stimme rief sie aus: »Aber – da sind ja lauter alte Leute ...!«

*

»Früher,« sagte der Beamte, der sie führte, »also früher, wie das noch ein Kloster war, da ist die Kirche passend gewesen. Aber für uns war sie ja viel zu groß ... und dann haben wir auch den Platz gebraucht ...«

Sie standen in der Kirche, die man der Quere nach halbiert hatte, wie ein Zimmer, das zu lang ist. Der Hofrat blickte zerstreut umher; aber der Beamte war ungemein eifrig: »Herr Hofrat werden doch wissen, daß Mauerbach früher ein Kloster gewesen ist. Es war, was man sagt, eine Karthäuse, weil nämlich Karthäuser Mönche hier gelebt haben.«

»Richtig,« brachte der Hofrat räuspernd hervor.

»Nun wir haben dann die Kirche abgeteilt, so daß nur diese vordere Hälfte, die der Herr Hofrat hier sehen, als Kirche geblieben ist ... und aus dem rückwärtigen Teile, da, wo früher die große Orgel war, haben wir Schlafsäle gemacht, drei Stockwerke übereinander, die Kirche ist ja sehr hoch; und damit haben wir sehr viel Raum gewonnen, nicht wahr?«

»Das ist außerordentlich praktisch,« sagte der Hofrat nervös.

»Aber natürlich,« redete der Beamte weiter, »und für die alten Leute ist es sehr hübsch zum Wohnen, hier in der Kirche ...«

Er blickte Johanna ermunternd an. Die hatte eine verlorene Empfindung aus der Kinderzeit. Als man sie das erstemal in die Schule brachte, war ihr in dem fremden großen Hause, vor dem fremden Herrn Lehrer gerade so verschrumpft zumute gewesen wie jetzt.

Der Beamte deutete die kahle Querwand hinauf, von der die Kirche mitten entzweigeschnitten war. Ganz oben, einem Oratorium ähnlich, war ein breites Fenster in der Mauer. »Dort hinauf kommt auch die Fräulein Schwester vom Herrn Hofrat. Es ist der schönste Schlafsaal.«

Der Hofrat mied Johannas Antlitz und blickte angestrengt zu dem Fenster auf, hinter dessen Scheiben ein paar alte Weiber in weißen Hauben und Kopftüchern neugierig in den Kirchenraum herunterschauten. Johanna betrachtete den Altar, vor dem sie stand, die Barocksonne darauf, die mit ihren Goldblechstrahlen das Kruzifix umleuchtete; sie betrachtete die beiden gewundenen Säulen, die riesig zur Decke emporstrebten, und die zwei Erzengel, die zu beiden Seiten des Altars eine prächtige Wache hielten; ihr war feierlich zumute und sie fühlte sich wunderbar getröstet.

Der Beamte antwortete eben auf eine Frage des Hofrats: »Ja, sehr richtig, Kaiser Friedrich der Schöne hat das Kloster seinerzeit erbaut. Er liegt sogar hier begraben.« Dabei trat er an einen Marmorquader heran, der seitlich vom Altar in die Mauer eingelassen war. »Hier ist das Grab des Kaisers,« sagte er.

Der Hofrat zog ein trübseliges Gesicht, als wolle er damit sein Bedauern ausdrücken, daß der Kaiser nun nicht mehr am Leben war.

Johanna sah einen rötlich schimmernden Stein, ganz bedeckt mit Schriftzeichen, die sie nicht lesen konnte.

Alle drei standen noch eine kurze Weile still nebeneinander. Dann gingen sie durch die schwere, schwarze Tür hinaus.

Der Beamte meinte, indem er zuschloß: »Ah, dem Fräulein Schwester wird es schon gefallen bei uns.«

Sie gingen über einen breiten Korridor. In weißen Wänden dunkelten die altersbraunen mächtigen Türen wie Geheimnisse. Es war alles streng hier, starr und ohne Anteil am Lebendigen. Johanna schlich neben ihrem Bruder und hatte das Gefühl irgendeiner Gefahr.

Als sie dann über einen kleinen Flur zur Treppe kamen, stand da eine Tragbahre, von der Gurten und Schnallen lose zur Erde hingen. Johanna blieb vor der Bahre stehen.

Der Beamte erklärte dem Hofrat: »Das ist ... weil manchmal ... und wenn eins tobend wird ... natürlich ... anders geht's eben nicht ...«

Der Hofrat winkte zustimmend, aber dieser Anblick quälte ihn und er wünschte, dies alles möchte bald ein Ende nehmen. Jetzt kamen sie in den Schlafsaal; der war weiß und rein, aber ein dumpfer Geruch nahm dem Hofrat alle Energie. Er sagte sich, hier rieche es nach Tanten und Großmüttern; und er wußte: nach Armut. In dieser Luft mengte sich der Geruch von Weihrauch, von Lavendel, von Essig, von feuchtem, grobem Bettzeug, der Geruch von aufgewärmtem Kaffee, von getrockneten Äpfeln, von Kamillentee, von Arnikaumschlägen und von der Ausdünstung der vielen welken, alten Frauenkörper, die hier atmeten, wohnten und schliefen. Der Hofrat schnupperte in dieser Luft und wurde unruhig. Sie war von einem unnachgiebigen Eigensinn beinahe fühlbar durchzogen, und sie war erfüllt von einer niederschmetternden Dummheit und von hoffnungslosem Verzweifeln; sie war erfüllt von einer solchen Schwäche, daß jeder, der diesen Raum betrat, diese Schwäche wie eine Last auf sein Herz fallen spürte; und diese Luft war erfüllt von der beständigen Bereitwilligkeit und dem unaufhörlichen Erwarten des Letzten ... Der Hofrat streifte mit einem raschen Blick das Antlitz seiner Schwester; Johannas Augen waren völlig erloschen. Sechs oder acht alte Weiber standen von ihren Betten auf, an deren Rand sie gesessen hatten, starrten ihnen mit offener Neugierde entgegen. Einige nahmen die Störung übel, wendeten sich zornig murmelnd ab oder hatten ein erbittertes, stummes Keifen auf ihren tiefbeleidigten Mienen. Andere schienen erpicht darauf, angeredet zu werden, andere wollten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und stürzten sich in ein auffälliges, kokettes Hantieren.

Der Beamte schritt an das Fenster, das gegen die Kirche zu lag. »Hier,« sagte er, »hat die Fräulein Schwester die schönste Aussicht.«

Johanna blickte hinunter; dort prangte der Altar in der Tiefe; dort standen die beiden Erzengel mit ihren roten und blauen Mänteln und mit dem rosig bemalten Fleisch ihrer nackten Schenkel; da lag mit ihren Bänken die ganze Kirche, und es schien ihr wunderbar, sie von oben zu sehen.

Die Decke setzte sich von draußen, von der Kirche her, hier innen im Schlaftsaale fort. Man hatte nichts an ihr geändert und so wölbte sie sich mit ihren alten Malereien, mit ihrem Zierat und ihren Stuckfiguren niedrig über dem Gemach der Greisinnen.

Der Hofrat tauschte einen Blick mit dem Beamten, dann gab er sich einen Ruck und trat zu Johanna.

»Na, Johanna,« sagte er, und seine Stimme war geschnürt, »ich wünsche dir alles Gute ... daß du deine Ruhe haben sollst ... Du brauchst's ...« Er stockte.

Johanna blickte vor sich nieder. In diesem Augenblick, in dem nun wirklich geschah, was sie niemals recht hatte ausdenken können, in diesem Augenblick, in dem sich der Bruder von ihr löste, verfiel sie der Atmosphäre dieses Saales, ward sie das Eigentum dieses Raumes, war schon ganz umfesselt davon und versuchte gar nicht, sich gegen den Abschied zur Wehr zu setzen.

Der Hofrat nahm ihre Hand, die schlaff zur Seite hing; dann küßte er sie oberhalb der Augen, fühlte mit Unbehagen, wie kalt ihre Stirn war, und stammelte erschrocken: »Also ... wir sehn uns bald ... ich such' dich heim ... ich und die Frau ... und die Kinder auch ... natürlich ...«

Johanna hörte dieses Versprechen, wollte sich daran festhalten, aber es war in diesem Augenblick etwas so Geringes, daß es ihr wie Schaum zwischen den Fingern zerging. Sie nickte nur einige Male.

Da wandte sich der Hofrat zur Tür und schritt hinaus. Jetzt überflog sie plötzliche Angst. Irgendein jäh aufflammendes Wünschen brannte hinter dem Bruder her, der nun davonging, heftete sich an ihn, an seinen Rücken, den sie noch sah; ein Wünschen, das gar nicht deutlich in ihr wurde, das aber alles auf

einmal umging, den Bruder, seine Kinder, seinen Herd, die Arbeit in seiner Küche, seine Gestalt, die dünnen, blonden Haare, die ihm den Nacken hinunter liefen, diese wohlbekanntes Haare, und dazu das ganze Zusammenleben mit ihm, von Anfang an, von der Elternzeit, von der Jugend her, bis jetzt, in dieser Sekunde, in der es auseinanderbrach. Ein Schmerz wühlte in ihr, unter dessen Stichen das Blut hinzuzuströmen schien, als stürze es aus vielen Wunden. Sie brachte nur einen trockenen, scheuen Laut hervor, der von bitterer Scham dicht verschleiert war; sie hob, von Scham gebunden, unbeholfen die Arme, die hölzern geworden waren.

Da schloß sich die Tür.

Der Hofrat eilte die Treppe hinunter, eilte durch den blühenden Garten, über den Vorhof, wo die Gänse mit den Flügeln schlugen und die Hühner glucksend umherliefen. Unter dem Lindenschatten draußen reichte er dem Beamten die Hand und bestieg den Wagen.

Als er abfuhr, schauten ihn die alten Leute, die dort saßen, mißgünstig und verächtlich an; dann blickten sie noch lange dem Wagen nach, der die Waldstraße hinunter stadtwärts rollte.

*

Oben, an dem breiten Fenster, saß Johanna und schaute zur Kirche nieder. Von den alten Frauen, die den Schlafsaal mit ihr teilten, war sie umschlichen und umlauert, betrachtet und besprochen worden; aber sie merkte es nicht.

Sie strichen an ihr vorbei, blieben bei ihr stehen: »Na ... wie g'fällt's Ihnen denn?« oder: »Na ... wie is Ihnen denn? ...« Es sollte sie einladen, Bekanntschaften zu schließen, war auch ein Versuch, sie auszuforschen. Sie konnte jedesmal nur mit dem Kopfe nicken, dankbar und furchtsam zugleich lächeln.

Dann versank sie gleich wieder in sich selbst.

Es war schön, dazusitzen und in die Kirche hinunterzuschauen und diese feierliche Stille ringsherum zu spüren, und zu spüren, wie sich überall in dieser Stille das Leben vieler Menschen regte.

Die Kirchenbänke da unten waren leer. Die beiden Erzengel lächelten regungslos und standen, als wüßten sie, daß man sie von oben her, aus dem Fenster, beschaute.

Johanna strengte sich an und wollte zufrieden sein; sie wollte glücklich sein, weil sie nun hier war, weil sie nun immer hier bleiben konnte. Aber in ihr war eine solche Niedergeschlagenheit, daß ihr kein freudiges Gefühl gelang. Sie unternahm es, sich an der Kirche, an allem, was hier festlich und glanzvoll war, aufzurichten; aber je länger sie da hinunterblickte, desto demütiger wurde sie. Das war alles zu fremd und zu stolz für sie. Die ganzen langen Jahre her hatte sie in einer Küche gelebt, hatte in der Küche gegessen und geschlafen, hatte nur einfache Geräte um sich gesehen, die sich von ihr in die Hand nehmen, pflegen und putzen ließen. Der Umgang mit ihnen war ihr vertraut, ängstigte sie nicht, und wenn das so von der Wand herabblinkte, war sie in sich selbst und in ihrer Umgebung heimisch und befriedigt. In die gute Stube des Hofrats, dort wo sein Schreibtisch stand, sein Glasschrank und seine Salongarnitur, hatte sie nur selten den Fuß gesetzt; und hatte sich dort immer gleich bedrückt, nicht an ihrem Platze, hatte sich geniert gefühlt. Bei alledem hatte sie sich wenigstens Mut einflößen können, wenn sie sich sagte, diese prächtige Stube gehöre ihrem eigenen Bruder; der wohne darin, der Bruder, der es so weit gebracht hatte im Leben. Hier jedoch war es anders; hier war der Altar mit der goldenen Sonne, und in einer silbernen Ampel, die von der Decke herabhing, brannte das ewige Licht. Johanna konnte die rote Schnur verfolgen, wenn sie geradeaus die Decke entlang sah. Da kam die Schnur aus einer Luke, stürzte in die Tiefe und trug in freier Schwebung die Silberampel. Hier war es doch anders. Hier war die Kirche; sie öffnete sich mit ihrer Helligkeit und mit ihrem Weihrauchduft vor diesem Fenster. Da oben, wo Johanna saß, standen Betten, in denen man schlief; aber dort unten stand der Tisch des Herrn, unter demselben Dach, und ein Kaiser lag dort unten begraben: Kaiser Friedrich der Schöne.

Johanna betete.

Stunden verrannen, sanken nieder wie blasse Schleier, die grauer und dunkler wurden, je mehr es dämmerte.

Johanna war es, als müsse sie jetzt die Lampe anstecken. Jeden Abend hatte sie in der Küche gegessen, hatte die Dämmerung so schön mild um sich herfließen lassen und gewartet, bis »die Hofrätin« nach der Lampe schellen werde, oder

bis eines der Kinder zu ihr herauskam, um ihr zu sagen: »Tant' Hanni, du sollst Licht machen ...«

Ihr war, als warte sie auch jetzt darauf, daß man sie rufe. Die Erwartung lag in ihr, daß man sie nötig haben, etwas von ihr verlangen möge. Jetzt entdeckte sie, daß sie die ganze Zeit über dagesessen und gewartet habe, ihr Bruder werde zurückkommen, werde zur Tür da hereintreten, um sie zu holen. Sie hatte sich in diesen langen Stunden nichts anderes gedacht, hatte sich keine andere Möglichkeit vorgestellt als diese, hatte in ihrem Innern keinen Augenblick daran geglaubt, daß sie nun wirklich hier bleiben müsse.

Als sie nachher im Bette lag, erblickte sie die Decke nahe über ihrem Haupte, und da war ihr, als öffne sich über ihrem Kummer der lichte Himmel. Erschüttert und getröstet zugleich schaute sie gerade hinauf, wie sie so auf dem Rücken lag. Es war dieselbe Decke, die sich auch draußen über die Kirche spannte. Kleine weiße Engel trugen, eng geschmiegt an diese Decke, die weit ausgeschwungene Stuckfassung des Gemäldes, das die Mitte füllte. Das alte Bild wob da oben in den weißen Raum einen Königsmantel, breitete ihn aus, und er prangte wie ein Wunder hernieder. Geheimnisvolle andächtige Gestalten leuchteten aus der Finsternis des Hintergrundes: holde Frauengestalten strahlten sanft hervor, weißbärtige Greise mit Bischofsmützen und goldenen Stäben; und es war wie ein stilles Brausen von dunklen, tiefen und funkelnden Farben über ihr.

Wo die Trennungswand an das Gemälde stieß, gleich über Johannas Bett, kam ein großer Engel in den Saal geflogen. Es war, als wende er sich durch die Mauer, als schlüpfe er durch das Gestein. Weiß war er und glänzend, ein Jüngling voll Schönheit; seine Hüften steckten noch in der Wand, aber seine Brust und sein Haupt ragten herein. Mit schlanken Armen hielt er eine lange Posaune vor den Mund, als wolle er zu blasen anheben. Aber er lächelte noch, er fing noch nicht an, die Posaune zu schmettern; und er neigte sich gütig über den Saal, darin die alten Frauen schliefen.

Neben ihm war ein anderer Engel, so groß wie er; aber von diesem sah man nur die Beine. Es war, als laufe er da oben, als enteile er durch die Luft, so hing die eine Sohle herab, und man sah den Bug der Ferse. Man sah auch noch einen Flatterzipfel

des wallenden Gewandes, das er trug. Der Leib aber und das Antlitz dieses Engels waren draußen, jenseits der Mauer, in der Kirche drüben. Von hier glich er einem Boten, der eben weggeschickt ward und nun stürmisch mit dem Kopfe durch die Wand gerannt war, um Nachricht in die weite Ferne zu tragen.

Johanna lag und blickte wie unerwartet beschenkt zur Decke. Sie faltete die Hände und betete die beiden Engel an: den einen, dessen lächelndes Antlitz sich zu ihr herabbeugte, und den anderen, von dem sie nur die Beine sehen konnte.

Dann legte sie sich zur Seite und schloß die Augen. Da kam plötzlich eine furchtbare Sehnsucht, fiel über sie her und überwältigte sie im Nu. Sie sehnte sich nach ihrem Bruder, nach seinen Kindern, auch nach seiner Frau. Diese Menschen fehlten ihr jetzt, erschienen ihr jetzt unermeßlich fern. In der beständigen Nähe dieser Menschen hatte sie gelebt, ihre Nähe hatte sie gefühlt, wenn sie am Einschlafen war, Abend für Abend; jetzt aber fühlte sie sich allein und fühlte, wie sehr sie alle liebte. Sie begann zu weinen; ganz langsam, unhörbar weinte sie, mit geschlossenen Augen, bis tief in die Nacht hinein.

*

Johanna ging mit kleinen Schritten durch den Garten. Ihre Beine schmerzten und ihre Knie wankten vor Schwäche; sie war so müde, als ob all die Müdigkeit der ganzen durcharbeiteten Jahre in ihr aufgesammelt sei und jetzt auf einmal losbrechen würde.

Sie ging kreuz und quer durch die Alleen, an den Bänken vorüber. Da saßen überall alte Leute, und Johanna wagte es nicht, sich zu ihnen zu setzen.

Der Garten war groß und viele Wege durchliefen ihn; er war verwirrend für Johanna, die sich darin nicht zurechtfinden konnte. Nur zur Kirche traf sie zurück, wo sie wohnte. Das war leicht, denn die Kirche ragte stolz über die anderen Gebäude hinweg. Aber Johanna hätte es nicht vermocht, den Ausgang wiederzuerkennen, den Weg, auf dem man sie hier hereingebracht hatte. Es schien gar kein Tor, gar kein Pfad mehr zurückzuführen, hinaus ins Freie, dorthin, woher sie gekommen war.

Jetzt stand eine leere Bank vor ihr; Johanna spähte umher, als habe sie Verbotenes im Sinn, dann ließ sie sich darauf nieder, auf

die äußerste Kante. Mühsam atmend, zerschlagen saß sie da, als hätte sie eine ungeheuere Strapaze hinter sich. Vor einigen Tagen erst, daheim bei ihrem Bruder, war sie noch nicht so schwach gewesen. Da hatte sie noch den schweren Schrank im Vorzimmer von der Stelle gerückt, weil sie Antons Spazierstock dahinter suchen wollte. Der Anton war zu ihr in die Küche gekommen und hatte gesagt: »Tante Hanni, ich weiß nicht, wo mein Stock ist ... er muß im Vorzimmer sein.« Deshalb hatte sie nachgeschaut, aber er war nirgends zu sehen. Der Anton konnte freilich nichts an den ordentlichen Platz geben. Lieber Gott, so ein junger Mensch. So hatte sie nur gleich den Schrank gerückt, und da war denn auch der Stock gelegen. Sie stellte ihn in den Behälter unter dem Kleiderrechen. So war's gewesen und es hatte sie nicht müde gemacht.

Die schöne Sonnenwärme berührte ihr bloßes Haupt, lag wie eine gütige Hand auf ihrem grauen Scheitel, glitt ihr zärtlich und heiß über die Schulter. Von den Bäumen wehte der lichte Blütenduft herab, das Gras roch stark und erdfeucht, und die Vögel sangen. Kleine schwirrende Vögel riefen in der Luft, schrien auf wie im Jubel, zwitscherten und piffen.

Es war schön.

Da kam ein kleiner alter Mann über den gelben Sand des Gartenweges heran, mit kurzen, stoßenden und stampfenden Schritten. Er trug seine Mütze in der Hand, sein kahler Schädel flammte dunkelrot, und ein zorniger weißer Bart stand ihm gesträubt um Wangen und Mund.

Vor Johanna blieb er stehen, so nah, daß sie aufsehen mußte. Er schaute sie an und seine blutumränderten hellen Augen blickten so fest, als könnten sie zugreifen. Sie loderten so sehr, als kämen Funken aus ihnen gestoben. Er faßte sie mit diesen Augen an, schüttelte das Haupt bedenklich, hob die Hand mit der Mütze gegen sie und sagte: »Sind Sie die Neue ...?« Er war ungeduldig und setzte gleich hinterdrein: »Die Schwester von dem – von dem Hofrat, mein' ich ...?«

Und er wartete gar nicht, bis Johanna ja gesagt hatte, sondern bestätigte es selbst: »Richtig ... aha, ... es stimmt schon ...« Damit setzte er sich zu ihr. Johanna machte eine kleine Bewegung, als wollte sie fliehen.

»Bleiben S' sitzen!« befahl der kleine alte Mann.

Hierauf schweig er lange und betrachtete sie eingehend. Johanna versank dabei in Abgründe von Verlegenheit und Furcht. Wenn der kleine alte Mann auch schweig, aus seinen Augen, mit denen er sie musterte, schrien und riefen lauter Fragen, eine nach der anderen; keine aber konnte beantwortet werden, denn sie war es schon durch seine Mienen, so wie sie ihm nur blitzend aus den Augen herausfuhr. Er befragte ihre müden Hände, ihren verschrumpften Leib, ihre eingesunkenen Schläfen, ihr faltiges, vom Küchendunst braungegerbtes Gesicht. Alles befragte er, und dann kam ein beredsamer Ausdruck von Güte und eine große Aufregung in sein weißbärtiges, altes Gesicht; er ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, schnaufte unzufrieden durch die Nase und biß die Lippen zusammen. Endlich wandte er sich wieder zu Johanna, maß sie von oben bis unten und sagte mit verzerrtem Lächeln: »Ha ... Sie! ... Sie hat man schön hergerichtet!«

Er schrie wütend auf: »Hah!«

»Die lieben Anverwandten ... hah ... die lieben Anverwandten ... Bande!«

»Sagen Sie nichts!« schnappte er heftig gegen Johanna. Die hatte sich nicht gerührt, aber der Alte schnappte, als wolle er sie beißen. »Sagen Sie nichts!« Er zog die Brauen hoch. »Pscht! Mir werden Sie nichts erzählen ... Gar nichts!«

Sein Gesicht war jetzt von Schmerz und Entrüstung durchwühlt, und seine Stimme kippte. »Meine Kinder ... meine eigenen Kinder ...! ... und die lieben guten Frauerln, die was sie sich genommen haben ... meine eigenen Kinder haben mich verstoßen ...!«

Er brüllte wie ein krankes Tier. »Alles hab' ich für diese Brut getan! Meine Kräfte und Säfte hab' ich aufgeopfert, damit sie im Leben was vorstellen ... Ja! ... Da schauen S' her – das hab' ich aus mir gemacht ... das!! Für meine Kinder!«

Mit einem Riß entblößte er seine beiden Arme bis zum Ellbogen, streckte sie vor sich hin; sie ragten wie zwei dürre gelbliche Stecken in die Sonnenluft. Er starrte darauf, entsetzt, erschüttert, von unterdrücktem Schluchzen geworfen.

»Da schauen S' her! Und dann haben s' mich da herausgesperrt ... Da wollen s' mir noch einreden, es geschieht mir was Gutes,

wenn ich allein und verlassen da herumgeh' und auf den Tod wart'
...«

Er kreischte. »Keine Scherereien wollen sie haben mit mir! Zu viel ist ihnen alles ... jedes bisschen ist ihnen zu viel, was sie sich hätten anstrengen müssen um mich ... hah ... um mich, der ich gerackert hab' für sie, bis ich hab' nimmer können ...! Angst haben sie gehabt, daß ich bei ihnen sterbe ... daß sie dabei sein müssen in meiner letzten Stund' ... daß sie's mit anschauen sollen und sich aufregen darüber ... daß ich ihnen dann dalieg' mitten in der Wohnung als ein Toter.«

Er lachte und weinte. »Da heraus haben sie mich gegeben, damit ihnen das alles erspart bleibt, damit sie davon nichts sehen und nichts hören, damit ihnen alles fix und fertig geliefert wird, das Hinwerden und der Leichnam und alles zusammen. Auf die Art braucht sich freilich keins anstrengen mit dem Herrn Vater ... braucht keins bei sein' Bett sitzen, braucht keins in der Nacht aufbleiben oder zum Doktor laufen. Das wird alles fix und fertig geliefert hier ... und macht keine Umständ'.«

Johanna faltete die Hände: »Ist es denn möglich?« rief sie leise. Jede Scheu war von ihr gewichen, so heftig stürzte ihr Mitleid dem alten Mann entgegen. Was er da sprach, öffnete ein neues Leben vor ihr, voll Mißtrauen und Haß. »Ist es denn möglich,« rief sie leise, »daß die eigenen ...«

Er aber unterbrach ihre Teilnahme und fuhr auf Johanna los. »Ja, glauben Sie vielleicht, Sie schau'n anders aus? Grad so schauen S' aus ... genau so wie ich! Ein Hofrat ist Ihr Bruder? Ein sauberer Hofrat!« Und jetzt prasselten die Fragen wieder über sie her, gesprochene, deutliche Fragen diesmal, aber selbst wenn Johanna imstande gewesen wäre, ein Wort zu sagen, sie hätte es nicht können; so wenig gab es auf diese Fragen eine Entgegnung.

»Hat er Sie im Haus gehabt bis jetzt, der Herr Hofrat? Ja, freilich! Aber war ihm denn das nicht sehr recht? Hah? Haben Sie ihm nicht sein' Dienstboten abgegeben, was? Aber natürlich, damals hat er so getan, als ob er Ihnen eine Wohltat erweisen würde, nicht wahr? ... Damit Sie nicht so allein in der Welt steh'n? Stimmt's? Natürlich stimmt's! Ich weiß es ja!«

»Na, und damals, wie er Sie genommen hat, da war halt der Herr Hofrat noch nicht so weit, daß er ein Dienstmädel hätt'

zahlen können ... Gelt ja? ... Sehen Sie, das ist der Witz!«

»Und da haben Sie ihm diese Ausgab' erspart, ihm und seiner lieben Frau. Ist Ihnen das noch nicht eingefallen, weil Sie mich jetzt so anschau'n? Sind Sie denn wirklich so blöd?«

Johanna bückte sich, als würde sie geschlagen, raffte sich auf, wollte sich zur Wehr setzen oder entfliehen. »Nein, nein ...« stammelte sie, »das dürfen Sie nicht ... was glauben Sie denn eigentlich ...?«

»Vielleicht ist es nicht wahr?« schrie er dazwischen. »Und hat er Ihnen vielleicht nicht eingeschärft, Sie sollen Rücksicht nehmen auf die Frau Gemahlin? Sollen bescheiden zu ihr sein? Sollen sie reden lassen? Sollen alles einstecken? Damit Frieden ist ... Was? ...? Erraten! Erraten hab' ich's!«

Er sprang umher, stieß die Beine gegen den Boden, tanzte beinahe vor Wut. Ein paar weiße Haare wehten um seinen rotflammenden Schädel.

»Und Sie haben natürlich gekuscht und gerackert, was? Gekuscht und gerackert! Haben mit sich herumbefehlen lassen, wie wenn das so sein müßt' ... Und haben das Maul nicht aufmachen dürfen, hah ...?«

Als hätte Johanna zugestimmt, rief er: »Sehen Sie, wie ich das weiß! Oh, ich kenn' diese Leut'! Jetzt kenn' ich sie alle miteinander!«

»Der Herr Bruder ...« fuhr er fort, »... Hat er Sie denn wie eine Schwester gehalten die ganze Zeit ...? Reden S' nicht! Lügen S' nicht!« rief er streng. »Ich seh's ja ... ich seh' ja, wie Sie ausschauen ... Wie eine alte Köchin!«

Er machte eine Pause, sammelte seine Empörung, ließ sie in einen zögernden, anschleichenden Schritt fallen und lauerte Johanna mit vorgestrecktem Kopf entgegen. »Aber ... wer hat denn die lieben Kinder vom Herrn Bruder gewiegt und gebadet ...? Wer ist denn vom Schlaf aufgestanden, wenn die Kinder ihre Windeln naßgemacht und geweint haben? ...« Immer langsamer wurde er: »Wer hat sich denn zerrissen, wenn die Kinder krank waren! ...? – Wer hat denn aufgepaßt auf die Kinder, wenn der Herr Bruder mit seiner Frau wo eingeladen war? – Wer denn?«

Er hob jählings die Stirn. »Na, seh'n Sie!« rief er, als hätte er schon die Antwort. Dann duckte er sich wieder, wurde wieder langsam und leise. »Und die lieben Kinder? – Sind die vielleicht gut zu der Tante gewesen? – Haben die eine richtige Liebe und einen Respekt gehabt? – Und einen Dank? – Oder haben S' herumgeschrien mit der Tant' und sie umeinand' gehetzt und sich bedienen lassen, grad so wie die werten Eltern, solange die Tant' nur hat kriechen können? – Als ob s' ein bezahlter Dienstbot' wär', die Tant'? – Was sag' ich? Aerger! Denn ein bezahlter Dienstbot' läßt sich nicht so aussaugen ...«

Johanna fühlte, daß eine Veränderung sich ereigne. Etwas Neues und Gefährliches drang in ihr Inneres, fühlte sie, und bemächtigte sich ihres Herzens, ohne daß sie Widerstand leisten konnte. Sie lieferte sich diesen Reden aus; sie staunte über jedes Wort, das sie hörte, wie über etwas Ungeahntes und war ihm doch gleich im Tiefsten vertraut und anheimgegeben. Nur äußerlich wollte sie's noch nicht gestehen; konnte es noch nicht, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Nein ... nein ...«

»Sehen Sie, wie ich das weiß! Sehen Sie!« Er brüllte. »Damit Sie nicht so allein sind, hat der Herr Bruder Sie ins Haus genommen ... der gute Herr Bruder ... na, und jetzt auf Ihre alten Tag', sind Sie jetzt vielleicht nicht allein? Hah?«

»Wenn Sie in die Fremd' gegangen wären, wenn Sie fürs Geld gearbeitet hätten ... vielleicht hätten S' jemand g'funden und wären jetzt nicht so verlassen ... was? Aber beim Herrn Bruder hat's ja so was nicht 'geben ... Dem haben S' ja so was nicht antun dürfen ... Stimmts?«

Johanna war auf die Bank zurückgesunken und starrte ihn an.

Er lachte bitter. »Sind Sie heut' nicht dem jungen Dienstmädel neidig, die was jetzt bei Ihrem Bruder ist und die jetzt in Ihrem Bett schläft? – Sehen Sie!« fuhr er sie an, als hätte er sie ertappt. Er lachte. »Jetzt kann sich der Herr Hofrat schon ein Dienstmädel zahlen! Und deswegen, ja, ja, deswegen hat die Frau Gemahlin natürlich keine Ruh' gegeben, bis Sie draußen waren ... weil jetzt eine Junge mehr leisten kann ...«

Er schüttelte traurig den Kopf, zog sein Taschentuch, wischte über den dampfenden Schädel und seufzte. »Ach ja, ich kenn' das ... mir kann niemand was erzählen ... Da heraus wird man gesetzt

... Verstoßen wird man ... und wenn s' einen nicht mehr brauchen, dann wird man da hier dem Tod' zum Aufheben gegeben ...«

Er schwieg eine Weile. Sein Gesicht wurde ruhig und besänftigt, dann trat er näher zu Johanna. »Na, mich hat's gefreut, die werte Bekanntschaft zu machen,« sagte er still. »Vielleicht sehen wir uns öfter hier im Garten ... da können wir dann wieder miteinander plauschen ... es wird mir immer ein Vergnügen sein ...« Er machte eine unbeholfen zierliche Verbeugung, sah ihr mit lächelnden Augen ins Gesicht. Dann ging er, die Mütze schwenkend, davon.

Es läutete zum Mittagessen.

Johanna hörte es gar nicht.

*

Die Fenster ins Freie standen offen, der Schlafsaal war leer, die Nachmittagssonne fiel schräg herein und lag breit, in Streifen, auf den schmalen Betten und auf den Holzdielen, die frisch gescheuert glänzten. Es roch nach Spülwasser, nach Seife und nach Blumen.

Johanna saß auf ihrem Koffer.

Verstoßen! Das Wort durchzuckte sie unaufhörlich wie ein Messer und zerschnitt ihr altes Herz. Der Bruder, die Kinder, sie alle wollten also jetzt nichts mehr von ihr wissen; sie waren weit weg von ihr, und Johanna gehörte nun nicht mehr zu ihnen; sie fühlte ihr Inneres entblößt, da, wo es mit dem Bruder, mit den Kindern, mit der Familie verwachsen gewesen. Sie war wie ein Ast, der abgesägt am Boden liegt und an seiner Wunde stirbt; von eben der Stelle her verdorrt, von wo er sonst sein Leben empfing.

Sie hatte nun so viel geweint; still und bitterlich, mit gesenktem Antlitz. Dieses Wort hatte wie ein Totes in ihrem Schoß gelegen; sie hatte sich darüber gebeugt und darauf nieder geweint wie eine Schmerzensmutter.

Johanna schaute durch den Tränenschleier ihrer Augen und sah alles zusammenfallen. Was ihr ganzes Dasein ausgemacht hatte, das stürzte jetzt vor ihr ein wie eine baufällige Hütte. Sie warf es gewiß nicht selbst um, sie riß es nicht nieder, aber sie konnte auch nichts daran halten. Langsam krachte es zusammen, sank ganz von selber dahin. Dieses Leben hatte sich auf dem festen Grund ihrer Arglosigkeit aufgemauert und gestützt, die vielen

Jahre her. Jetzt aber, da dieses Fundament geborsten war, wankte alles und brach.

Es ging Sturz um Sturz. Und jedesmal erschrak Johanna aufs neue. Da fuhr der Tisch in die Tiefe, der Familientisch, an dem sie alle gesessen hatten, wenn Johanna mit den rauchenden Schüsseln aus der Küche kam und sie bediente. Ihr Bruder, der Hofrat, der so gebieterisch dasaß, daß sie ihn immer bewundern mußte; seine Frau, breit und nobel in ihrem geblühten Schlafrock; dann der Anton, der jetzt schon einen Schnurrbart bekam, und der so schön lachen konnte; neben ihm Christine, die blond war und rotwangig, die auf ein Haar Johannas Mutter glich und die sie deshalb so sehr geliebt hatte. Johanna war dem Hofrat geradezu dankbar gewesen, weil diese Tochter seiner und Johannas Mutter so ähnlich war. Sie hatte das wie eine Güte von ihm empfunden.

Das versank nun. Tisch und Zimmer und Bruder und Schwägerin und die Kinder. Wie im leeren Raum sah sie noch alle; wie aus der Ferne, umzittert von dem Tränenschleier, der ihr in den Augen war. Aber alle hatten ihr den Rücken zugekehrt, als scheuten sie sich davor, ihr jetzt in das Angesicht zu blicken, oder als wendeten sie sich aus Abneigung von ihr weg. Trotzdem sah Johanna ihre Augen. Es half nichts, daß sie ihr den Rücken zeigten, sich vor ihr verbargen. Sie sah diese gesenkten Blicke, sah diese Gesichter, an denen sie Miene für Miene kannte und das Spiel all der Mienen zusammen. Aber es war jetzt auf dem Antlitz der sonst geliebten Menschen wie ein Ausschlag, der sie entstellte. Johanna hätte zum Scheuerlappen greifen, sie alle blankputzen müssen. Wie beim Kupfergeschirr war es, darauf sich Grünspan gesetzt hat. Ganz nahe bei sich gewahrte sie plötzlich die schuldbewußte, verlegene Miene, die der Bruder hier im Saale gehabt, als er Abschied nahm. Jetzt, hinterher, sah sie das auf einmal, was sie vor so viel Stunden nur mit den Augen, aber nicht mit der Seele geschaut hatte. Die Augen hatten ihr dieses Bild aufbewahrt, das jetzt plötzlich vor ihre Seele kam. Sie betrachtete des Bruders Antlitz, und es war jetzt wie entlarvt. In seiner Stimme vernahm sie auf einmal einen Klang von Unwahrheit, von falscher Güte, jetzt nachträglich. Als er hier Abschied nahm, hatte sie ihn nur mit den Ohren gehört. Jetzt aber erkannte sie diesen Klang. So war es gewesen, als er noch ein Kind war; und wenn er da

einmal log, hatte seine Stimme aus ihrem tiefsten Grund dieses Flattern des Tones; da hatte sie immer gewußt, daß er log.

Der Hofrat versank. Gleich einer Statue, die man von ihrem Sockel stößt, neigte er sich langsam, schwankte beschämt und besiegt, sah unkundig des Sturzes und tönicht aus und fiel ins Unsichtbare.

Dann stürzte die Küche ein; ihre alte Küche: da fiel die Arbeit ihres Lebens zusammen. Ihre jungen Jahre, ihre ganzen Kräfte, ihre Gesundheit hafteten hingegeben an diesen blinkenden Geräten, die jetzt in Scherben zersprangen und in die Tiefe sausten.

Nichts blieb zuletzt übrig, nur das eine: Verstoßen. Das fraß alles auf, schlürfte alles ein und blieb doch dürr und spitz dabei und regte sich nicht.

Jetzt wurde sie langsam hart; sie zog sich zusammen; das Weinen vertrocknete in ihr; sie wurde steif, spröde, kalt und immer kälter. Das tat eben so weh, war wie eine brennende Kälte, aber es schwächte sie nicht so sehr.

Johanna duckte den Kopf, machte ein böses Gesicht und blickte verbissen zur Seite.

*

In der Nacht wurde sie von schweren Schritten geweckt. Eine Kerze schimmerte unruhig und fahl durch den weiten Raum. Männer gingen hin und her. Die Türe stand offen.

Sie richtete sich auf und sah, daß auch andere Frauen in ihren Betten wach und aufgerichtet saßen. Ihre Schatten hingen wie große matte Vögel an der Wand.

In einer entfernten Ecke, wo die Kerze brannte, standen sie um ein Bett; die Männer, die da hereingekommen waren, zwei, drei Frauen in weißen Nachtjacken, bildeten einen beweglichen Schirm um das Bett, waren tief darüber geneigt, traten zurück, suchten etwas, beugten sich wieder über das Bett in der Ecke dort. Johanna hörte das leise Klatschen nackter Fußsohlen auf dem Boden, hörte lautes Sprechen.

Dann drang aus der Tiefe jenes umstellten Bettes ein Schmerzenslaut.

Johanna schaute entsetzt hinüber und rührte sich nicht.

Von jener Ecke her kam es jetzt, mit kurzem, stoßendem Keuchen, flehend, ein greises Weinen und Schlucken; kleine, mißlungene, unkenntliche Worte, in den Fetzen eines zerreißenden Atems verwickelt; dann brach ein blasiges Röcheln aus.

Ein Männerrücken schob sich zur Seite. Johanna sah dort in den Kissen eine spitze, grünbleiche Nase und einen klaffenden Mund zur Decke emporstarren. Mehr sah sie nicht, der Rücken schob sich wieder vor.

Eine kleine alte Frau, die kahlköpfig in ihrem Bett saß, fing plötzlich laut, mit einem gleichgültigen Jammer in der schlafverhängten Stimme, an: »Vater unser, der Du bist.«

Durch die Tür kamen jetzt zwei Männer, gingen mit schleifenden Schritten durch den Saal, immer im selben Abstand voneinander, einer hinter dem andern. Zwischen ihnen streckte sich die Bahre, die sie brachten. Sie gingen in einem schaukelnden Takt, blieben dort in der Ecke stehen, setzten ab.

Und jetzt begannen sie, über das Bett gebeugt, ein schnelles Hantieren. Alle anderen traten zurück. Johanna starrte angestrengt in die Kerzenflamme.

Dann kam es von dort her, kurz: »So.« Ein Mann sagte es, tief, und sein Ton war belegt.

Jetzt gingen die zwei Männer wieder, einer hinter dem anderen. Mitten durch den Saal kam das Röcheln und Schlucken, näher und näher, glitt an Johannas Bett vorüber, zur Tür hinaus. Sie schaute furchtsam nach der Bahre; es war nichts zu sehen als ein weißes Tuch, das Falten warf, und ein schwaches Regen darunter.

Ein Mann kam von der Tür her zurück und rief mit halber Stimme, beschwichtigend, wie man Kinder anruft, in den Saal hinein: »Schlafen!«

Das Licht brannte weiter. Ein paar Frauen ächzten. Die Betende schwieg. Man hörte das Knarren der Betteinsätze, das leichte Klopfen mit flacher Hand auf Polster und Federdecken.

Johanna hatte das Gefühl, als ob jemand sie anschaute. Sie hob den Blick. Da hielt der große Engel die Posaune über ihr, hielt sie nahe vor seinen Mund, als warte er auf ein Zeichen, um zu beginnen, neigte sich herab und lächelte sie an.

Sie warf sich zurück und schloß die Augen.

»Schlafen«, dachte sie, »schlafen«.

*

Johanna kramte in ihrem Koffer. Ihre Hände ordneten und wühlten unter den Kleidern, strichen Schürzen und Hemden glatt und waren zitternd beschäftigt. Tief in ihrer Brust saß die Aufregung und trieb sie an. Es war eine Aufregung, die sich zu einem Entschluß zusammengezogen, die sich wie durch einen Krampf in sich selbst verkrümmt hatte; und nun pulsierte die Eile darin.

So stand also die Sache. Das begriff sie jetzt. Vielmehr, sie hatte es schon begriffen, ohne recht zu wissen, wann. Im Schlaf vielleicht, vielleicht auch gestern schon, während sie weinte, war ihr dieses Begreifen ins Blut geschlichen und hatte sie verwandelt.

Sie fuhr mit den Händen zehnmal über eine Schürze, verweilte dabei, hielt die Schürze, wendete sie, zupfte sie zurecht.

Das war also der Dank!

Was glaubten denn die? Sie würde sich kränken? Johanna lachte auf und warf die Schürze in den Koffer. O nein, sie wird sich gar nicht kränken.

Ihr Herz war eingeklemmt in dieses Begreifen und drückte nach oben, daß es ihr wie verhaltenes Weinen im Halse saß.

Sie nahm einen blauen Rock, den sie noch gar nicht getragen hatte. Er war noch ganz neu, und es waren noch gerade feine Büge im Stoff vom langen Daliegen. – Sie wird sich gar nicht kränken. – Sie zog den Rock über, ließ ihn sorgsam von ihrer Mitte herunterfallen, achtete darauf, daß er gut saß, und geriet in eine hastige Freude. Den Rock hier wird sie von jetzt ab immer tragen, alle Tage. Sie hat sich nie was gegönnt ... aber ein zweitesmal wird sie nicht mehr so dumm sein.

Sie holte die schwarze Terno-Mantille aus dem Koffer. Ehrfurchtsvoll hielt sie sie zwischen den Fingern und legte sie

dann sanft um die Schultern. Alle Tage wird sie die Mantille jetzt tragen; sie denkt nicht daran, dieses teure Stück zu schonen.

So nobel wie die Schwägerin wird sie auch sein, genau so. Die glaubt vielleicht, daß sie allein im geblühten Schlafrock herumgehen und sich anspreizen darf? Johanna wird jetzt in dem neuen blauen Rock und in der Terno-Mantille herumgehen, ganz ungeniert; und wenn die Frau Schwägerin sich auch darüber zu Tod ärgert ... und wenn der Bruder kommt und sagt: »Das sollst du nicht ... meine Frau meint ebenfalls, du sollst es nicht ... dann wird sie ihm einfach sagen: »Du hast mir gar nichts zu befehlen, – verstanden?«

Verstanden!

Wie sie sich so in ihrem Staat betrachtete, schien es ihr, als habe sie jetzt schon eine unerbittliche Vergeltung geübt.

Sie wird es ihnen aber noch zeigen.

Sie machte ein eigensinniges Gesicht und hielt die Lippen zusammengekniffen, als sie hinausging. Mühelos stieg sie die Treppen hinunter. Die Erregung straffte sie so sehr, daß sie keine Schwäche und keine Müdigkeit empfand.

Wie sie unten über den kleinen Vorplatz kam, wo die Tragbahre mit den Gurten stand, erklang die Orgel in der Kirche und schütterte mit ihrem Rollen gegen die Mauern.

Johanna trat ein. Von der Musik geschoben, schritt sie zwischen den Bänken durch, immer weiter, bis ganz nach vorn. Der Orgelton war voll Kraft und tat ihr wohl. Jetzt schwoll er wie wogende Zuversicht hinter ihr her und befeuerte ihren Mut. So was konnten sie zu Hause nicht haben, so in aller Frühe, so gleich nachdem sie angekleidet waren und den Fuß vor die Tür setzten. Das würde ihnen gefallen, diese helle Kirche bei der Wohnung und die spielende Orgel darin.

Die hatten geglaubt, Johanna werde es hier schlecht und erbärmlich treffen; hatten geglaubt, Johanna werde nach ihnen weinen und sich sehnen. Das wäre ihnen recht gewesen, aber da hatten sie sich eben geirrt.

Johanna ging bis ganz nach vorn, dann saß sie in dem Betstuhl vor dem Stein, hinter dem der Kaiser begraben lag. Ganz nahe bei dem Kaiser saß sie.

Das wußten die zu Hause freilich nicht, daß sie hier allein in der schönen Kirche saß und so schön angezogen war. Nur dort bei der Standorgel war der Mann, der spielte. Aber den konnte sie nicht sehen; und hier, hinter diesem Stein, lag ein Kaiser und schlief und Gott schenkte ihm die ewige Ruhe; und sie konnte ihn auch nicht sehen. Aber er war hinter dem Stein, wie der Mann hinter der Orgel war.

Hier wollte sie sitzen, Tag für Tag.

Stunden vergingen. Johanna schaukelte auf dem Strom ihrer Gedanken. Sie hatte niemals nachgedacht, in all den Jahren nicht. Da war ihr Kopf geworden wie ein Felsstück; jetzt aber hatte dieses Begreifen daran geschlagen gleich einem Wunderstecken, und jetzt sprang der Quell daraus hervor, rauschte über sie hinweg und trug sie mit sich fort. Sie konnte gar nicht mit ihrem Gefühl folgen, so heftig schossen die Gedanken dahin.

Die Orgel war verstummt. Die Tür ging ein paarmal auf und zu; ein paar Greise waren hereingekommen, etliche alte Frauen. Die saßen in den Bänken verstreut, eins immer weit abgerückt vom andern. Niemand aber war bis ganz nach vorn gegangen wie Johanna.

Ein kurzer, stoßender Schritt kam durch die Kirche. Johanna sah den kleinen alten Mann eintreten, sah seinen rotflammenden Schädel, an dem die wenigen weißen Haare flatterten. Sie erschrak und empfand eine fürchterliche Scham. Der wußte es, daß sie verstoßen war.

Der alte Mann beachtete sie nicht. Er kam bis ganz nach vorn, bis dicht zum Altar, aber er schaute nicht nach der Seite, wo Johanna saß. Er schob sich auch nicht in eine der Bänke; auf den Steinfliesen fiel er hart ins Knie, lag dann mit der glühenden Stirn auf dem Boden und betete lautlos.

Johanna starrte ihn an. Er lag da, wie unter einer entsetzlichen Mißhandlung, wie unter Fußstritten lag er da, und pochte mit seiner alten Stirn an die Steine.

Der wußte, daß sie verstoßen war. Er wußte alles von ihr, aber was sie jetzt tat, das wußte er nicht. Sie hätte ihn anrufen wollen, um es ihm zu sagen.

Bald werden es alle wissen, daß sie Tag für Tag bei dem schlafenden Kaiser sitzt.

Und einmal wird jemand herauskommen, um nach dem Grabe des Kaisers zu sehen. Es mußte doch wohl immer jemand kommen. Vielleicht erst zu Allerseelen? Aber nein, es mußte sicherlich schon vorher jemand kommen, denn bei einem Kaiser ist das nicht so, daß seine Leute nur alle Jahr einmal zu seinem Grab gehen.

Dann wird sie dasitzen, und man wird erfahren, daß sie immer so treu dasitzt, und man wird mit ihr sprechen, wird ihr dafür danken.

Man wird vielleicht sagen: »Also wenn die Johanna ohnedies immer dableibt und achtgibt, dann brauchen wir nicht mehr so oft nachschauen.«

Und dann wird sie sagen, daß sie es gern tut.

Dann aber wird sie fragen: »Kennen Sie vielleicht den Hofrat Lehngruber?«

Natürlich wird man ihn kennen; und sie wird alles erzählen. Dann wird man den Kopf schütteln und wird sagen: »Nein, nein, das hätten wir nicht gedacht ...«

Johanna lächelte. Der alte Mann dort sprang auf, als hätte er ihr Lächeln gehört, als hätte dieses Lächeln ihn emporgeschreckt. Wie aus dem Boden gewachsen, stand er da; und sie hatte seiner vergessen; jetzt traf sie sein Blick, verstört, fremd und unter Tränen blitzend.

Johannas Antlitz erlosch.

*

Es war so warm und so fröhlich hell draußen im Garten. Die Blüten hatten sich an allen Zweigen geöffnet und die jungen Obstbäume standen nun da, streckten einem die Arme entgegen, wie Kinder, die gratulieren kommen und Blumen bringen.

Johanna lief im Garten umher, den alten Mann zu suchen. Sie wollte wieder auf einer Bank mit ihm sitzen; er sollte wieder zu ihr sprechen, aber dann wollte sie ihm sagen, daß sie sich gar nichts aus ihrem Bruder mache, daß ihr an der ganzen Sache überhaupt nichts mehr gelegen sei. Man konnte jetzt hergehen und sie

bitten, sie solle wieder nach Hause zurückkehren. Sie würde höchstens dazu lachen. Einen Dienstboten gab sie auf dieser Welt keinem Menschen mehr ab.

Sie kam zur Gartenmauer. Jenseits davon stieg eine Wiese zum Bergwald hinan. Eine große, sanftgeneigte Fläche, und in das tiefe Grün des Rasens waren gelbe, blaue und rote Blumen wie viele kleine Pünktchen eingestreut. Auf dem Abhang wandelten Menschen mit langsamen Schritten, sahen von weitem aus wie Punkte, die Männer wie schwarze, die Mädchen wie weiße Punkte.

Johanna blickte unaufmerksam nach der Wiese hin. Ihr schien es, als wandelten die Menschen da draußen nur, um zu warten, bis sie hier herein durften. Aber sie durften nicht herein. Daran, daß sie selbst nicht hinaus konnte, draußen nichts zu tun hatte, dachte sie keinen Augenblick.

Sie war jetzt damit beschäftigt, sich vorzustellen, wie das sein werde, wenn sie den alten Mann reden ließ, und sein Erstaunen, wenn sie dann selbst zu sprechen anfing. Wenn sie ihm zeigt, wie sie es machen wird, wenn der Bruder sie besucht. Kurzweg abwenden wird sie sich, als ob niemand da sei, und keine Antwort geben.

Suchend kreuzte sie durch die Alleen. Eine Ermattung schlich von den Beinen her an ihr empor; sie fühlte die warme Sonne auf der Mantille, aber die kühle Luft der Kirche lag noch fröstelnd in ihren Gliedern. Sie schauerte manchmal leicht zusammen; dann war es, als wolle die Fröhlichkeit ihr entgleiten. Eine seltsame Leere tat sich in ihr auf, und da hinein wollte ihre Zuversicht versinken. Sie erschrak und hielt ihre Vorsätze fest an sich gepreßt.

Eine Bank stand da. Johanna setzte sich nieder, wartete, spähte nach rechts und links. Ueber den gelben Sand mußten die stampfenden, kurzen Schritte kommen, da mußte sie den Alten sehen, wie er die Mütze schwenkte und sich näherte. Sie war voll Ungeduld; es verlangte sie heftig danach, sich jemandem anzuvertrauen. Lange saß sie da und wartete darauf, endlich sprechen zu dürfen.

Draußen auf der Wiese, gegen den Wald zu, fing einer an, auf dem Flügelhorn zu blasen, bemühte sich um ein Lied, das nicht

gelingen wollte. Wie flatterndes Linnen im Wind rissen die Töne entzwei, zerfetzten in Luft, und dann nahm er sie wieder, holte sie zurück, schickte sie aufs neue durch die Trompete; und jetzt hielten sie zusammen, flogen herüber: »Wenn's Mailüfterl weht.«

Aber weiter ging es nicht. Nur bis daher: »Wenn's Mailüfterl weht ...« fünf-, sechsmal. Dann schwieg das Flügelhorn.

In Johanna war unter diesem Blasen das alte Lied erwacht, kam herauf und hing an ihren Lippen. Sie schämte sich, als sei eine große Zuhöreremenge versammelt, um ihr zu lauschen; doch sie konnte nicht anders, das Lied regte sich von selbst in ihr. Leise sang sie es und lächelte entschuldigend dazu: »Wenn's Mailüfterl weht – zergeht im Wald drauß't der Schnee ...« Die Worte glitten ihr aus der Deutlichkeit in die Finsternis vergangener Jahre, verloren sich darin, tauchten dann wieder auf. »... Und die Vögerl, die g'schlaf'n ha'm, die ganze Winterszeit – die werd'n wieder munter und singen vor Freud' ...« die Melodie stockte keinen Moment.

Sie fing es noch einmal an. Aus ihren frühesten Tagen klang es jetzt her zu ihr. Sie sah das bäuerliche Gehöft vor sich; vom geschmolzenen Schnee war der Boden mit schwarzen Pfützen überschwemmt; Gänse und Enten wateten im Wasser, und ihr Bruder, ein kleiner Bub, patschte mit nackten Beinen drin herum. Die Erde war überall naß und wie gekneteter Teig unter jedem Schritt; hoch am Himmel flogen rasche, weiße Wolken; von den Bäumen tropfte es, vom Taubenkogel, vom niederen Schindeldach. In der Tür stand die Mutter, breit und blond, sah aus wie des Hofrats Christine und sang es den Kindern vor: »Wenn's Mailüfterl weht.« Drunten lag die Stadt Wien, weit weg. Aus dem Frühnebel heraus stießen die Kirchtürme ihre funkelnden Kreuze.

Johanna sang jetzt das Lied wieder der Mutter nach wie einst, hörte wie einst die Mutter vorsingen; die Befangenheit wich aus ihren Mienen, das Lächeln, das ihren Mund umschwebte, wurde andächtig und liebevoll.

Die Mutter fing das andere Lied an. Johanna hatte nur diese zwei von ihr gelernt, kannte sonst keines mehr. Die Mutter sang: »Dort drunten überm Bacherl ...« Johanna sang mit.

Der Hof verschwand, die Mutter verschwand. Sie sang allein weiter.

Ein Schauer überflog sie plötzlich. Sie verstummte eine Weile, schaute leer vor sich hin, dann stand sie auf, ging wieder durch die Alleen kreuz und quer. Den alten Mann hatte sie vergessen.

Sie schritt unter dem Schatten junger Kastanienblätter, und es kehrten die beiden Lieder noch einmal zurück. Als sie beim zweiten war, »Dort drunten überm Bacherl ...«, sagte jemand: »So ist's recht. Nur immer munter!« Der Beamte stand da und lächelte.

Johanna verstummte. Sie machte einen kleinen Sprung und entwich, beinahe laufend; hinter sich zu schauen, wagte sie nicht; sie hastete voll Scham, von Angst und Reue gepeinigt, weiter. Es war ihr, als sei sie bei etwas Schlechtem erwischt und verhöhnt worden. Sie fürchtete sich, fühlte sich gekränkt und verlassen.

Jetzt plötzlich entfiel ihr alles, was sie so fest zusammengehalten hatte, ihr Trotz und ihr Mut und ihre Fröhlichkeit, das war auf einmal zerronnen. Jetzt auf einmal bemerkte sie, wie allein sie war, wie ganz allein, und da brach plötzlich die Sehnsucht in ihr aus. Sie wollte nach Hause, zu ihrem Bruder, zu ihrer Schwägerin, zu den Kindern. Sie wollte in die kleine Wohnung zurück, die warm war und in der es vertraulich roch vom jahrelangen Drinnenleben. Sie dachte nicht mehr an die Kränkung, nicht mehr ans Trotzen, an nichts mehr; sie unterwarf sich bedingungslos. Sie wollte diese Stimmen hören, diese Gesichter sehen; in der nächsten Minute schon, sofort; sie konnte jetzt nicht länger warten.

Sie begann, wieder schneller zu gehen. Als sie an das Gesicht des Beamten dachte, fiel ihr unvermutet ein, daß heute Sonntag sein müsse. Kaum war ihr das eingefallen, da stand es auch fest in ihr: es war heute Sonntag. Und kaum hatte sie diese Zuversicht, da war es ihr auch schon gewiß, daß heute alle herauskommen werden, sie zu besuchen. Und kaum war sie bei diesem Glauben, meinte sie auch gleich, der Hofrat seine Frau und die Kinder seien jetzt schon da. Man sucht sie, man erwartet sie, im Garten oder im Schlaftsaal oben.

Sie wandte sich der Kirche zu. Wie weit hatte sie sich entfernt! Wenn die nun durch den Garten nach ihr suchten, wenn man sie

verfehlte, wenn am Ende alle wieder weggingen, weil sie nicht da war ...

Ein paar alte Männer und Frauen in einer Reihe nebeneinander kamen ihr langsam entgegen. Johanna flog auf sie zu, daß die alten Leute nach rechts und links beiseite traten. Erschrocken stand Johanna still, fand sich in diesem verdutzten, stummen Kreise, besann sich, was sie gewollt hatte, schluckte, und von der Not des Augenblicks zur Tapferkeit gezwungen, rief sie mit überspannter Stimme: »Nicht wahr, heute ist doch Sonntag?«

Die alten Leute blickten sich gegenseitig an. Einige lächelten unmerkbar, einige machten zornige Augen, einige schüttelten mißbilligend den Kopf. Niemand sagte ein Wort.

Johanna lief weiter.

*

Es läutete zu Mittag, noch während sie lief. Da blieb sie stehen und besann sich, daß der Bruder doch erst am Nachmittag kommen werde. Ihre Knie wankten vor Erschöpfung.

Sie schleppte sich hinauf und ruhte am Bettrand aus.

Natürlich erst nachmittags.

Sie sah das Mittagessen zu Hause, und es war ein beschwichtigendes Bild vor ihren Augen. Sie begriff daran, daß sie Geduld haben müsse, bis das alles erledigt sei. Sie labte ihr Heimweh daran, kam in ein schwelgendes Gedenken.

Da glänzte das neue weiße Tischtuch; da saßen alle herum und dufteten nach der frischen Luft und nach der Straße, da plauderten alle durcheinander und Johanna hörte zu, während sie aus und ein ging. Sie hörte, wie ihre Löffel und Gabeln an die Schüssel und Teller klapperten. Dann flog von der Zigarre des Hofrats der angenehm reizende Geruch durch das Zimmer, drang bis in die Küche hinaus zu Johanna. Draußen in der Küche aber lag nachher das weiße Porzellan umgestürzt auf dem Tisch, die Schüsseln und Teller mit der Höhlung nach unten, tiefend und dampfend vom heißen Wasser, das nun in Tropfen ablief und in kleinen Perlen auf der Glasur schimmerte. Inzwischen waren sie jetzt drinnen beschäftigt, sich anzuziehen. Die Schwägerin half der Christine und die Christine half der Schwägerin. Der Hofrat aber hatte sich auf das Sofa gestreckt; er war in Hemdärmeln,

hatte die Schuhe ausgezogen, und an den weißen Socken baumelten die Pantoffeln. Er las die Zeitung, bis die anderen hereinkamen und sagten: »So, wir können gehen.« Da stand er auf und war im Nu bereit. Der Hofrat konnte immer so schnell fertig sein.

Johanna lächelte.

Wenn das erst geschehen ist, dann werden sie zur Bahn gehen, dann werden sie in Weidlingau aussteigen, werden hier durch den Wald wandern und auf einmal da sein, eh' man es denkt.

Sie schob sich einen Stuhl an das Fenster, das in die Kirche blinkte, setzte sich dorthin, um ihre Sehnsucht zu verträsten.

Ein paar Stunden flossen sacht dahin.

Johanna bemerkte, daß Leute in der Kirche unten umhergingen und vor dem Grab des Kaisers standen. Sie meinte auf einmal, sie dürfe nicht so ruhig hier oben sitzen, wenn fremde Leute dort unten waren.

Und sie eilte die Treppe hinunter, trat in die Kirche und setzte sich mit strengem Antlitz in den Betstuhl vor dem Kaisergrab, um achtzugeben.

Die Leute entfernten sich. Johanna glaubte, sie habe alle vertrieben.

Es blieb lange still.

Dann kamen wieder Menschen. Zwei ältere Herren, eine dicke Frau und ein kleiner Junge. Sie wanderten schauend und flüsternd in der Kirche umher, standen miteinander vor dem Altar, deuteten mit halben Bewegungen nach den beiden Erzengeln und kamen zu Johanna. Die wollte sie streng anblicken; als sie aber nahe herantraten, schlug Johanna doch die Augen nieder. Jetzt sah sie nur die blankgewichsten Schuhe der Herren, den Kleidsaum der Dame dicht vor sich und die zierlichen Lackstiefeletten des Jungen.

»Nun, weißt du etwas von Friedrich dem Schönen?« Von den Herren sagte es einer zu dem Jungen.

Es kam keine Antwort. Die Dame wiederholte drohend: »Was ist denn? Weißt du nichts von ihm oder was weißt du eigentlich?«

Eine schüchterne Kinderstimme entgegnete: »... daß er schön war ...« Alle lachten. Dann gingen sie fort.

Johanna war sehr müde. Sie hätte gewünscht, oben im Bette zu liegen, den schmerzenden Leib auszuruhen. Aber sie wartete. Sie hörte die Turmuhr schlagen, und das klingend harte Niederfallen des Glockenhammers traf sie in den Kopf. Langsam glitt sie in einen tiefen Schacht von Müdigkeit, immer weiter, bis sie sich, berauscht von ihrer Erschöpfung, daraus erhob, wachgehalten davon, aufgereggt und angestraft.

Die ersten Dämmererschleier wehten von der Decke nieder. Johanna saß wieder aufgerichtet da und starrte nach der Tür. Sie hütete sich davor, sich's zu sagen, daß niemand kommen werde. Wenn es in ihr zu flüstern anfing: niemand wird kommen! hörte sie gar nicht danach hin.

Ein junger Mann mit einem jungen Mädchen trat herein. Die Schultern aneinandergelehnt, gingen sie Arm in Arm zwischen den Bankreihen. Er war hübsch, hatte einen dunklen Schnurrbart und milde, glänzende Augen. Das Mädchen an seiner Seite war lieblich in ihrem hellen Kleid; unter dem breiten Strohhut lächelte ihr frohes Gesicht. Sie kamen schnell heran.

Johanna schaute sie erwartungsvoll an; sie standen knapp vor ihr. »Friedrich der Schöne ...«, hörte sie den jungen Mann. Die beiden schauten einander nah in die Augen und lachten auf.

»Der muß es getrieben haben!«, sagte das Mädchen.

»Warum?«

Das Mädchen schnalzte: »Tch!«, umfing Johanna mit einem Blick, darin ein wenig Mitleid und ein wenig Spott war, und als nehme sie ohne weiteres an, Johanna sei taub, sprach sie: »Das hätte der sich auch nicht gedacht, daß er einmal so mitten unter lauter alten Weibern begraben sein wird ... Friedrich der Schöne ...«

Der junge Mann schaute vorsichtig zu Johanna und sagte verlegen: »Er liegt übrigens schon längst nicht mehr da ... ist überführt worden ...«

Johanna blickte hinter sich die steinerne Tafel an. War das denn möglich? Konnte denn das hier lügen? Zornig drehte sie sich um und fixierte den jungen Mann. Er war es, der hier log. Nur um ihr

etwas Böses anzutun, hatte er das gesagt. In ihr schlug plötzlich die Wut heraus wie Feuer. Natürlich, man wollte ihr nichts mehr gönnen. Gar nichts mehr! Sie sprang auf.

Das Mädchen zog den jungen Menschen am Arm. »Komm«, flüsterte sie und blinzelte dabei schuldbewußt nach Johanna.

Die beiden verließen die Kirche, aber Johanna ging ihnen nach. Sie kamen in den Garten hinaus, aber Johanna wankte eilig neben ihnen her und schaute seitlings dem jungen Menschen scharf ins Gesicht.

Die beiden hielten sich eng aneinandergedrückt, lächelten verlegen und schritten aus. Johanna wich nicht von ihrer Flanke. Sie wollte sich zu einer Anrede sammeln, wollte den jungen Menschen fragen, ob ihn nicht jemand geschickt, ob ihn nicht jemand angestiftet habe.

Sie kamen durch das Tor, kamen über die Brücke, Johanna immer nebenher. Die beiden flohen jetzt, aber sie wagten es nicht zu laufen. Das Mädchen zischelte mit Angst im Ton: »Was hat denn die Alte? ... Was will sie denn?«

Der junge Mann lachte beklommen: »Ja, ich weiß wirklich nicht ... vielleicht ist sie närrisch ...«

Johanna suchte nach einem Wort, fing an, murmelte, jappte und drohte mit den Augen.

Jetzt waren sie überm Vorhof, durch den Torbogen. Der Platz war da mit der Linde darauf; und da lag die Straße.

Die jungen Leute kehrten sich rasch zu Johanna, die eben ihren Arm ausstreckte, um sie zu fassen. Sie zeigten ihr zwei auflachende, befreite Gesichter, machten eine blitzschnelle Schwenkung und rannten die Straße hinunter dem Walde zu.

*

Johanna stand wie betäubt vor Staunen, völlig entwaffnet.

Die Straße selbst schien vor Johanna zu fliehen, stürzte die kleine Anhöhe hinter dem Platz hinunter, wand sich eilfertig zwischen den Wiesen durch, schlüpfte in den Wald hinein, der sie schirmend aufnahm und von ferne zu Johanna herübertratzte.

Sie stand da und sah sich um; sie war allein auf dem Platz; jenseits des Weges strebte der Goldregen schwer und festlich

über ein schwarzes Eisengitter. Hier unter der Linde hatte der Wagen gehalten, in dem sie mit dem Bruder herausgefahren war. Sie schrumpfte zusammen bei dieser Erinnerung, verarmte daran.

Sie stand da und sah sich um. Ueberall fielen schon dichte Schatten nieder, und von der Abendsonne hingen nur noch ein paar blasse Flammen in den Wolken; heute kam niemand mehr zu ihr.

Vielleicht kam überhaupt niemand mehr.

Sie hielt die Hände fest an die Brust gedrückt und fühlte die atmende Stille der Landschaft. In diesem Augenblick öffnete sich ein Ahnen in ihr und sie fühlte die Stille der ganzen Welt. Sie schaute mit Blicken, die jetzt klar und durchdringend waren, die leere Straße hinunter, und sie sah, was nicht in Wirklichkeit dort war, sah auf der leeren Straße ein junges Mädchen davonrennen, in einem hellen Kleid. Ein junges Mädchen, das sich von ihr schied, das einst, vor vieler Zeit, sie selbst gewesen ..., mit dem sie nichts angefangen, das sie hatte verschmachten und in einer Küche verderben lassen; sich selbst. Dort lief nun die junge, arme Johanna von einst, schwebte über die Wiesenstraße im Abenddunkel, als ein Gespenst. Noch um einen Ruck öffnete sich das dämmernde Verstehen in ihr; und da traf es sie, daß sie davon geknickt wurde: alles war vorbei. Ihre Jahre waren vergeudet, waren gestohlen worden, die Jugend ihr entsprungen, ihr ganzes Leben war weg, und nichts mehr kam.

Es traf sie so, daß sie plötzlich aufschrie, lange und wie gedrosselt. Ein Schluchzen begann in ihr, so hart und so trocken, daß sie unter seinen Stößen taumelte.

Alles fiel von ihr ab in diesem Augenblick. Trotz und Hoffen, jeglicher Vorsatz und jeder Groll, alle Sehnsucht und das Heimweh. Das fiel zu Boden, als reiße man ihr die Kleider vom Leibe. Sie war so gänzlich entblößt, daß es sie schüttelte; alles wich vor ihr zurück, selbst die Luft, in der sie zu atmen gewöhnt war, und erstickend griff sie mit den Armen ins Leere.

Es vertrieb sie von diesem Platze hier; sie lief fort, um sich zu retten, um irgend etwas zu retten. Als sie über den Vorhof kam, quoll endlich das Weinen in ihr auf und verdunkelte ihren Blick. Sie weinte wimmernd und klagend, wie sie einst als kleines Kind geweint hatte; und wie verlorenes Gut, losgerissen von seinen

Wurzeln auf den Wellen eines Stromes, der seine Ufer überschwemmt hat, trieb in dieser Tränenflut all ihr verlorenes Gut regellos dahin. Sie weinte um die beiden jungen Menschen, die so schnell die Straße hinuntergerannt waren, sie weinte um ein junges Mädchen, um irgendeins, das verdorrt war, sie weinte um den Bruder und um seine Kinder, um die alte Frau, die man heute nacht hinausgetragen hatte, sie weinte um ihre Mutter, sah plötzlich das weiße Tuch, das man über das Gesicht der Mutter gebreitet hatte, als sie gestorben war, und der Schmerz blutete so heftig, als habe sie ihn jetzt eben erst erlitten.

Immer laufend, weinte sie. Ihr Weinen schlug um, stieg in die Höhe, sank in die Tiefe, wurde langgezogen, dann wieder schnappend, ward lauter und zuletzt ganz leise, und es war ein wundes Verlangen in ihr, sich hinzulegen, wo sie eben war, sich auszuruhen. Es zerrte an ihr, lockte sie zu Boden, drückte auf ihre Schultern, überredete sie, keinen Schritt mehr zu tun, sich niederfallen zu lassen; aber sie lief nur noch schneller durch den dunkelnden Garten, bis zur Kirche.

Als sie über den Korridor zur letzten Treppe hinaufbog hörte sie schreien. Eine Tür stand auf, quer über die Schwelle war die Tragbahre hingesezt, und um sie her ein Tumult von Männern.

Auf der Bahre aber lag der kleine alte Mann und tobte. Die Männer hielten ihn mit gewaltsamen Griffen nieder; schweigend alle, nur mit lautem Keuchen, mit Stöhnen und zornigem Knurren. Sie hatten jetzt seinen Leib mit den Gurten umwunden; er bäumte sich, aber sie schnallten ihn fest. Eben zogen sie die Gurten um seine zappelnden Beine, da fuhr sein nackter Knochenarm drein, vom zerrissenen Hemd umflattert, und hieb dem einen der Männer die Mütze vom Kopf, daß sie bis vor Johanna's Füße flog. Aber nun warfen sie sich über ihn, packten ihn an den Schultern, und Johanna sah, wie er liegend von unten her mit ihnen rang, wie sie ihn bändigten. Sie sah, wie sein Antlitz, das sonst so glühend rot gewesen, jetzt weiß war, entfärbt und verzerrt, sie sah, wie sein blasser Schädel auf das Kissen schlug, wie seine Augen gekränkt, verwundet umherhuschten und suchten, – sie erkannte plötzlich eine flehende, rasendgewordene Liebe darin, eine verstoßene Güte. Ihr Verstehen öffnete sich wieder. Sie erkannte, daß niemand den alten Mann dort begriff, daß er seine

Kinder nur herbeiwüten wollte, in seiner Sehnsucht, und weil er sich schämte, sie sanfter zu rufen. Sie floh treppaufwärts.

Dann zog sie oben bedächtig ihre Kleider aus. Eine Ruhe hatte sie ergriffen, die seltsam war wie keine je vorher; eine Ruhe, die sich wie ein kühles, nasses Linnen fest um ihre Glieder und um ihre Seele schmiegte.

Sie fühlte, daß sie nun Zeit habe. Sie fühlte, daß alles langsam gehen müsse und ordentlich. Es war auch alles so schwer, daß es nicht anders gehen konnte. Die Mantille, der Rock, die Schuhe, selbst ihre Finger waren schwer und hingen wie Gewichte an ihr.

Sorgfältig legte sie ihre Sachen zusammen, strich die Kleider, wie sie auf dem Stuhl hingen, noch einmal glatt, zog die Nachtjacke an und knöpfte sie noch von oben bis unten fest zu.

Dann hob sie die Decke, legte sich gerade ins Bett und wurde augenblicklich bewußtlos.

Sie erwachte von einem fernen Ruf des Glücks. Es klopfte. Johanna wußte genau, woher das Klopfen kam. Ob es gleich so nahe schien, als poche es dicht an ihren Schläfen, war es doch in der Kirche unten. Hinter dem Stein. Dort schlug der Kaiser an die Wand. Sie hörte ihn jetzt ganz deutlich; hörte seine junge, klingende Stimme.

Sie vernahm durcheinanderrufende Stimmen von oben und schaute auf. Da war jetzt kein Gemälde mehr. Die Bischöfe mit den goldenen Mützen traten hervor, regten sich, winkten mit goldenen Stäben und deuteten ihr mit den guten, weißbärtigen Gesichtern: der Kaiser werde gleich kommen.

Zu ihr! Das wußte sie.

Die Frauen da oben mit den bloßen Schultern, mit den fließenden Seidengewändern, gingen aufgereggt hin und her, lachten zu ihr herunter und grüßten. Johanna lachte und grüßte wieder mit den Händen; da freuten sich alle. »Ich muß warten, bis der Kaiser kommt ...«, rief sie hinauf. Da stand plötzlich der Bruder droben und ward ganz blaß. Er hatte seinen neuen schwarzen Rock an, hatte das Haupt entblößt, hielt den Zylinder in der Hand und verbeugte sich fortwährend vor ihr.

Johanna lachte, daß es sie warf. Wie er sich verbeugte!

Und da stand auch das Mädchen oben mit dem jungen Mann, und auf einmal riefen alle mit schallender Stimme: Friedrich der Schöne ...! Friedrich der Schöne ...!

Das Mädchen sagte hinterher allein: »Der muß es getrieben haben!«

Johanna sah das Gesicht des jungen Mannes. Das war er! Das! Sie sah seine stillen, glänzenden Augen, sah den gütigen Mund hinter dem Schnurrbart, seine feinen Wangen.

Ein wunderbares Feuer entbrannte in ihr. Niemals hatte sie es empfunden, aber jetzt empfand sie es. Die Seligkeit einer grenzenlosen Hingabe wachte in ihr auf und wartete. Sie fühlte das Herannahen unendlicher Zärtlichkeiten, empfand die Nähe aller Wonnen, und ihr Leib hob sich den Liebkosungen entgegen, die seiner harrten.

Johanna sang. Sie wußte, daß niemand so schön zu singen vermochte wie sie, so tief aus der Freude heraus.

Alle da oben lauschten. Dann trat der junge Mann von dem Mädchen fort und sagte: »Mit Ihnen hab' ich nichts zu tun – ich bin Friedrich der Schöne ...«

Johanna schrie vor Glück und er verschwand.

Jetzt sah sie plötzlich den großen Engel über sich. Er neigte sich tief zu ihr herab und berührte sie an der Schulter. Neben ihm drängten sich freilich noch einige von den Männern heran, die vorhin den kleinen Alten an die Bahre geschnallt hatten, beugten sich über Johanna und berührten sie an der Schulter; aber sie kümmerte sich nicht darum. Da schwang der Engel sich auf, hing wieder wie sonst über ihr, lächelte zauberhaft und nickte ihr zu.

Jetzt aber brach an den Wänden der Orgelklang aus, viele Glocken läuteten, daß unter dem gewaltigen Dröhnen alles Denken zerfloß. Jetzt setzte der Engel die Posaune an den Mund und blies hinein, und es schmetterte so stark, daß die Luft davon zu flimmern begann. Aber Johanna konnte mitsingen, was er blies. Ganz langsam: »Wenn's – Mai-lüfterl – weht –«

Jetzt barst das Gewölbe, die Bischöfe und die Damen drängten zur Seite, bildeten eine Gasse, und auf Sonnenflammen kam einer geschritten, im silbernen Harnisch. Johanna seufzte tief. Ihre Augen waren geblendet. Und sie brachen.

Der alte Narr.

Therese Pranter spielte in einer französischen Napoleons-Komödie die Josephine. Sie trug zehn prunkvolle Kostüme, denn das Stück hatte zehn Verwandlungen. Die Zeitungen berichteten, das Kleid im fünften Bild sei genau nach demjenigen gefertigt, das Josephine getragen, als sie nach dem 18. Brumaire an der Seite des Diktators zum erstenmal in der großen Oper erschien. Für das siebente Bild aber sei das Kostüm der Königin Hortense nachgeahmt worden. Denn Therese Pranter war der Ansicht, Josephine sei bei ihrer Krönung schlecht angezogen gewesen. Sie unternahm damit gleichsam eine Korrektur an der Weltgeschichte.

Man erzählte sich in Wien, der alte Matthias Bögenbacher habe sein hübsches kleines Palais verkauft, um diese Kostüme bezahlen zu können; auch habe er sein Aeußerstes tun müssen, die Perlen und Diamanten, die zu solchen Kostümen gehörten, herbeizuschaffen. Therese Pranter aber erklärte, wenn sie über diesen Punkt befragt wurde: »Lieber Gott, der gute Matthias ... wenn er mir auch doppelt so viel Schmuck geschenkt hätte, ich werde mit seinen Juwelen doch immer nur wie die Mätresse des Herrn Bögenbacher aussehen und nicht wie die Frau des Kaisers Napoleon.« Und sie bedankte sich denn auch ohne besondere Ueberschwenglichkeit.

Der alte Bögenbacher lächelte. Er besaß nun sein nettes kleines Palais richtig nicht mehr, er hatte auch keine Equipage mehr, sondern fuhr in einem Monatswagen. Aber er lächelte glücklich, und in der rosigsten Laune saß er am Abend der Premiere auf seinem Parkettsitz, ganz vorn in der ersten Reihe.

Therese Pranter feierte einen ungeheuren Triumph. Die buhlerische Anmut ihrer Gestalt, die geschmeidige Zärtlichkeit ihrer Gebärde berauschten die Männer und elektrisierten die Frauen. Ein frühlingshaftes Leuchten war in Theresens hellen, blauen Mädchenaugen, und wenn sie redete, klang in ihrer Stimme ein Gurren mit, ein leiser, schwirrender, gesanglicher Ton, der an die Seufzer der höchsten Ekstasen denken ließ und wie ein lockendes Rufen an alle erging, die da saßen und ihr

lauschten. Der alte Bögenbacher saß gern hier unten im Parkett. Hier fühlte er sich näher und heißer als in seiner Loge von der Wirkung umsprüht, die Therese übte. Wenn dann der Vorhang fiel, ging der schmale, alte Herr still und lauschend durch die Reihen der Leute, sah auf den Gesichtern der Männer begehrlische Wünsche brennen, sah in den Augen der Frauen Unruhe, Bewunderung und vergleichende Selbsteinkehr. Und dann lächelte er, wie einer, dem kluge Vorhersagung eintrifft oder dem ein kleiner Plan gelingt.

Die Leute schauten ihn an und erzählten sich, wenn er vorbeigegangen war, flüsternd, Therese Pranter sei die Geliebte des jungen Schauspielers, der heute den kleinen Eugen Beauharnais gab. Die Freunde des alten Bögenbacher sprachen davon und nahmen sich nur in acht, daß er es nicht hören solle. Aber das war eine überflüssige Vorsicht. Er hätte es ruhig hören dürfen und wäre nicht erstaunt, auch nicht zornig gewesen. Denn er wußte es. Er hatte es früher als alle anderen gewußt, und wußte auch, daß man von ihm sagte, er sei ein alter Narr. Dennoch lächelte er.

Sogar der Vetter des alten Bögenbacher, der gute Fritz Rodinger, der mit sechzig Jahren immer noch lustig war, meinte, der Matthias sei ein alter Narr. Und als er Therese in der neuen Rolle sah, sagte er: »Die Reserl spielt sich ja selber als Josephine. Deshalb ist sie so gut. Sie spielt ihre eigene Karriere.« Ein junger Mensch erwiderte: »Aber ich bitt' Sie, die Josephine ist doch wenigstens eine Gräfin gewesen und die Pranter ...? Wo stammt die denn her?« Der lustige Fritz Rodinger antwortete: »Eine Portierstochter war sie. Aber das bleibt sich gleich. Es braucht ja nicht jede eine Kaiserin zu werden, die von ganz unten nach ganz oben kommt. Aufstieg ist Aufstieg.«

Therese Pranter spielte im folgenden Jahre die Kleopatra. Es war ein Ausstattungsstück und die Kleopatra darin eine reizende, impertinente, außerordentlich galante, witzige und liebenswürdige Königin. Die Leute verwarfen das Stück, aber von Therese fanden sie, daß sie bezaubernd sei. Die Damen trugen Kleopatra-Frisuren, die jungen Mädchen ahmten die lasterhaften Gebärden, den zärtlich wiegenden Gang und die lockende Stimme der Therese Pranter nach, und die Männer waren wie toll, weil sie überall, wohin sie sich wendeten, an jedem Weib, mit dem sie

sprachen, die Spuren und den Duft der Therese Pranter wahrnahmen.

In diesen Tagen wurde erzählt, der alte Bögenbacher habe nun keinen Heller mehr im Vermögen und sei im Begriffe, sich gänzlich zu ruinieren. Außerdem lief das Gerücht um, Therese Pranter werde den Prinzen Alexander Treskoff heiraten. Der lustige Fritz Rodinger wollte immerzu nicht glauben, was er von Bögenbacher sprechen hörte. Daß Therese einen Prinzen heiraten werde, erschien ihm sehr wahrscheinlich. Das sieht ihr ähnlich, dachte er. Daß aber sein Vetter sich in Wuchererhände begeben, hielt er für unmöglich. Allerdings, der gute Bögenbacher mochte einen großen Teil seines Vermögens für diese Therese geopfert haben. Das lag ja auf der Hand. Aber so vernünftig wird er bei all seiner Narrheit doch gewesen sein, für sich ein paar Groschen aufzusparen. Es begab sich jedoch, daß Fritz Rodinger seinen Vetter gelegentlich in einem Kaffeehaus ertappte, wie er mit sonderbar aussehenden Leuten eifrig verhandelte. Ein andermal begab es sich, daß Rodinger den eleganten alten Bögenbacher in einem Einspanner fahren sah. Das waren bedenkliche Anzeichen, und Fritz Rodinger entschloß sich endlich, mit seinem Vetter ein ernstes Wort zu reden.

Er suchte ihn auf und fiel gleich bei den ersten Worten mit der Tür ins Haus »Ist es wahr, daß die Theres den Prinzen Treskoff heiratet?« fragte er.

Bögenbacher strahlte. »Weiß man es schon?« rief er freudig aus, und dann lächelte er glücklich vor sich hin. »Ja ... es ist alles so gekommen, wie ich's mir gedacht habe ... sogar der Prinz ist eingetroffen.«

»Und das sagst du so?« fragte Rodinger verwundert. »Dann ... dann bist du also froh, daß es aus sein wird zwischen dir und ihr ...?«

»Zwischen der Theres und mir wird es niemals aus sein,« entgegnete Bögenbacher ruhig.

»Das verstehe ich nicht,« knurrte Rodinger.

Bögenbacher wiederholte einfach und höflich: »Nein ... das verstehst du nicht.«

»Erlaube,« fing Rodinger in einem ernsten, aber ein wenig unsicheren Ton an: »Ich ... ich habe natürlich kein Recht, mich in deine Privatangelegenheiten zu mengen ... ich ... entschuldige ... aber ... man sagt, daß du ... Gott, ich glaub's ja nicht ... man spricht von ... finanziellen Schwierigkeiten. Ich will nicht hoffen ...«

Bögenbacher unterbrach ihn: »Es stimmt.« Er machte eine kleine Pause. »Ich habe fast nichts mehr.« Rodinger stammelte: »Aber ... aber ... man hebt doch wenigstens ... wenigstens ein paar Heller für sich selbst auf ... man gibt doch nicht alles her!«

Der alte Bögenbacher schüttelte den Kopf. »Das ist ganz unmöglich. Wenn ich auch selbst so klug sein wollte, die Theres würde es nicht zugeben. Solange die Theres noch einen Heller bei mir spürt, ist sie nicht ruhig.« Er lächelte entzückt.

Der andere schlug die Hände zusammen. »Sie weiß also, daß du nicht mehr reich bist?«

»Ja.«

»Daß du dein Palais verkauft hast?«

»Ja ... Wir haben niemals darüber gesprochen. Aber sie weiß ganz genau, wie es mit mir steht. Sie hat mich diese ganzen Jahre her in jedem Moment sehr gut taxieren können. Oh ... sie ist wundervoll ...«

Rodinger lachte ironisch: »Allerdings wundervoll!«

Bögenbacher schien den Spott gar nicht gehört zu haben und fragte voll Freude: »Nicht wahr, du findest es auch?«

»Mensch! Komm zur Besinnung!« schrie Rodinger. »Wie kann sich ein Mann wie du an ein hübsches Frauenzimmer so ganz verlieren? Du bist doch wahrhaftig kein Jüngling mehr. Komm zur Besinnung, Matthias!«

»Mag sein,« sagte Bögenbacher gelassen, »daß diese Besinnung oder das, was du so nennst, eine gute Sache ist. Jedenfalls hätte es jetzt für mich keinen rechten Zweck mehr, zur Besinnung zu kommen. Laß mich, wie ich bin.«

»Solch ein Geschöpf!« wettete Rodinger. »Dein ganzer Reichtum für solch ein Geschöpf! Wie viele schöne Frauen hättest du dir gönnen dürfen und wärst trotzdem ein reicher Mann geblieben.«

»Ich hab' sie niemals nach dem Dutzend geliebt,« antwortete Bögenbacher heiter, »das wirst du mir nicht nachfühlen können. Du ... der jedes Jahr ein anderes Ballettmädel hat oder eine kleine Schauspielerin, die weiter nichts bedeutet. Dir nicht und der Welt nicht. Therese ist etwas anderes, und meine Beziehungen zu ihr sind andere.«

»So?« meinte Rodinger scharf. »Ist sie also vielleicht nicht deine Geliebte gewesen?«

Bögenbacher sah ihn an. »Kann sein,« entgegnete er langsam, »kann sein, daß Therese meine Geliebte gewesen ist. Kann sein, daß sie selbst nichts anderes denkt, als daß sie nur meine Geliebte war. Was mich betrifft, ich vermag es nicht, dir über diesen Punkt einen genauen Bescheid zu geben.« Der ruhige Blick seiner gütigen Augen kehrte sich nach innen. »Du weißt ja nicht, Fritz, wie das alles sich begeben hat ...«

»Was war denn Großes dabei? Sie ist die Tochter deiner Portiersleute gewesen, und so ist sie dir halt über den Weg gelaufen ...«

»Es läßt sich in Kürze gewiß auch mit solchen Worten sagen,« nickte Bögenbacher ... »Ich erinnere mich genau des Tages, an dem sie mir über den Weg lief. Es war ein schöner Juninachmittag, und ich hatte Gesellschaft zu Tisch. Du bist auch da gewesen, Fritz ...«

»Ich ...?«

»Ja ... Du! Und noch andere Freunde ... und Klementine Steinfeld auch ... es war übrigens das letztmal, daß Klementine bei mir zu Gast gewesen ...«

Rodinger lachte gezwungen. »Was du für ein Gedächtnis hast ...«

»Nicht wahr?« entgegnete Bögenbacher kurz. Dann fuhr er fort: »Ja ... also die gute Klementine ist bis zu jenem Tage meine Geliebte gewesen. Aber damals, nach Tisch, habe ich ihr den Abschied gegeben.« Er sprach jetzt ganz sachlich. »Sie hatte zu wenig Talent ... nein, widersprich mir nicht! Ich gebe dir zu, sie konnte allerlei, sie war geschickt, sie hatte Routine, aber in allen Rollen, in denen Ursprünglichkeit nötig war, versagte sie. Besinne dich, wie sie jenes Lied in dem kleinen Singspiel, das man damals

gab, ruinierte, wie falsch und affektiert sie es vortrug? Nun denn, meine Geduld war eben zu Ende ...«

»Deshalb ...?«

»Ja. Sie hatte zu wenig Talent. Und außerdem betrog sie mich.«

»Du glaubst ...?«

»Ich glaube es nicht, Fritz, ich weiß es. Und du weißt es auch. Denn sie betrog mich ja mit dir! Sei nur ruhig; das ist ja heute so unendlich gleichgültig ... Ja ... sie betrog mich. Aber sie tat es genau so, wie sie Theater spielte. Ohne wirkliches Talent. Geschickt, mit Routine, aber ohne Verve, ohne Ursprünglichkeit. Das langweilte mich schließlich.«

»Höre, Matthias.«

»Nein, nein ... wir wollen nicht mehr davon reden. Kommen wir zu Therese. Also höre: an jenem Tage, als ihr alle fortgegangen waret, saß ich noch allein in meinem Garten. Vergnügt bin ich gerade nicht gewesen. Wenn man mehr als fünfzig Jahre ist und soeben seiner Geliebten den Laufpaß gegeben hat, dann wird man nachdenklich und fragt sich, was denn eigentlich noch kommen kann. Aber es kam eben noch was. Wie ich so dasaß, vernahm ich plötzlich eine junge Stimme, die jenes Lied sang. Du weißt ja, das Lied, das Klementine so verdorben hatte. Jetzt aber, in dieser kunstlosen Stimme war das Lied herrlich. Alles klang darin, was ich jemals davon erwartet hatte, und mehr noch. Der tiefste Inhalt dieses Liedes leuchtete gleichsam auf.«

»Das war Therese ...?«

»Ja. Das war sie. Ich hatte sie nie beachtet ... unbegreiflich! Aber ich ließ sie jetzt holen. Könnte ich dir schildern, wie sie da vor mir stand, sechzehnjährig, kindisch noch, und doch schon ganz sie selbst. Weißt du, Fritz, den Künstlern geht es manchmal so, daß sie in einem glücklichen Augenblick ein neues, ungeschaffenes Werk plötzlich vor ihrem inneren Auge aufblitzen sehen. Ein Drama, ein Bild, eine Statue. Es ist nur ein Moment, aber in dieser Sekunde sehen sie die ganze Schönheit des Werkes, das ihnen soeben einfiel, strahlend vor sich. Was dann kommt, ist Arbeit, Hingabe, Selbstvergessenheit, Mühsal. Ich bin kein Künstler; aber als Therese vor mir stand, erlebte ich solch

einen Augenblick, und für die Seligkeit dieser Sekunde war ich bereit, mein bißchen Reichtum hinzugeben ...«

»Ich verstehe nicht ...«

»Nun sieh einmal ... Blitzartig wußte ich: dieses kleine Mädchen da ist berufen, eine große Künstlerin zu werden. Diese Kleine da hatte die unbegreifliche Kraft des Wesens, die bezwingt; sie hatte das instinktive Wissen um alle Dinge des Lebens. Sie hatte die unbedenkliche Energie, sich alles anzueignen, was sie beehrte, denn in ihr war die felsenfeste Ueberzeugung, die ganze Welt sei ohnehin ihr Eigentum. Ich begriff: diese Kleine da hatte den Schwung, der hinreißt, die Niedertracht, die man braucht, um keine andere Rücksicht zu üben als die auf sich selbst, die Gelehrigkeit, die so groß und heftig ist, daß sie räuberisch wird, den Trieb zur Lüge, der den Frauen so oft zur Herrschaft hilft, und die Anmut, die zu jeder großen Dirne und zu jeder großen Lügnerin gehört.«

»Verlockend!«

»In diesem Augenblick sah ich in die Zukunft. Ich sah Therese vor mir, wie sie heute ist. Ich sah, wie von ihr ein Taumel ausging über ganz Wien. Ich sah, wie sie im wachsenden Erfolg alle ihre Kräfte entfalten wird; wie sie schnell ihre Herkunft, ihre Armut vergißt; wie sie dann selbst an ihre kleinen Aufschneidereien glaubt, vor allem daran, daß ihr Vater ein General gewesen und daß sie selbst im Kloster Sacré Coeur erzogen worden sei. Ich sah, wie sie auf der Bühne leidenschaftliche Szenen spielt und wie ihre persönliche Art der Liebesgebärde unserer Stadt zum Vorbild wird. Ich sah ihren Aufstieg, ihren Undank, ihren Glanz ... sogar den Prinzen sah ich ...«

»Und ...«

»Ja ... und dann kam eben die Arbeit. Alle Mühsal, alle Hingabe und alle Selbstvergessenheit mußte ich auf mich nehmen, um dieses Geschöpf zur Vollendung zu bringen. Und sieh einmal, wie herrlich alles gelungen ist ... sogar der Prinz ...«

Rodinger schüttelte den Kopf.

»Du verstehst mich eben nicht,« sagte Bögenbacher milde. »Ich bin leider kein Künstler, ich habe im Leben nichts zustande gebracht, ich habe nichts geschaffen, mir ist nie etwas gelungen

... bis auf Therese. Siehst du, diese ist mein Werk; und so habe ich doch wenigstens etwas geleistet. Ich habe der Welt eine vollkommene, eine blendende und berauschte Komödiantin geschenkt, und du mußt gestehen, wir haben einen unglaublichen Erfolg, ich und mein Werk ...«

»Ja,« meinte Rodinger. »Besonders Dankbarkeit ... das hast du von deinem Werk gehabt ... man merkt's ...«

»Du verstehst mich immer noch nicht. Ist ein Bild, ein Drama, eine Statue dem Meister dankbar? Es gehört ja mit zu meinem Erfolg, daß Therese mir nicht dankbar sein kann.«

»So? Und daß sie dich – wie oft – betrogen, daß sie dich ruiniert hat und jetzt einen Prinzen heiratet, das gehört wohl auch mit zu deinem Erfolg?«

»Natürlich ... alles! Ich bin jeden Tag aufs neue entzückt, wenn ich sehe, was für ein Meisterstück Therese ist. Und was hab' ich denn dazu getan? Das bißchen Geld ... sprechen wir nicht davon.«

Als Fritz Rodinger seinen Vetter verließ, murmelte er grimmig vor sich hin: »Alter Narr!«

Es wird Leute geben, die den guten Herrn Bögenbacher verstehen. Aber es kann auch sein, daß der praktische Rodinger dennoch recht hat.